

fluter.

Schlagt
jetzt
bitte alle
Seite 52
auf!

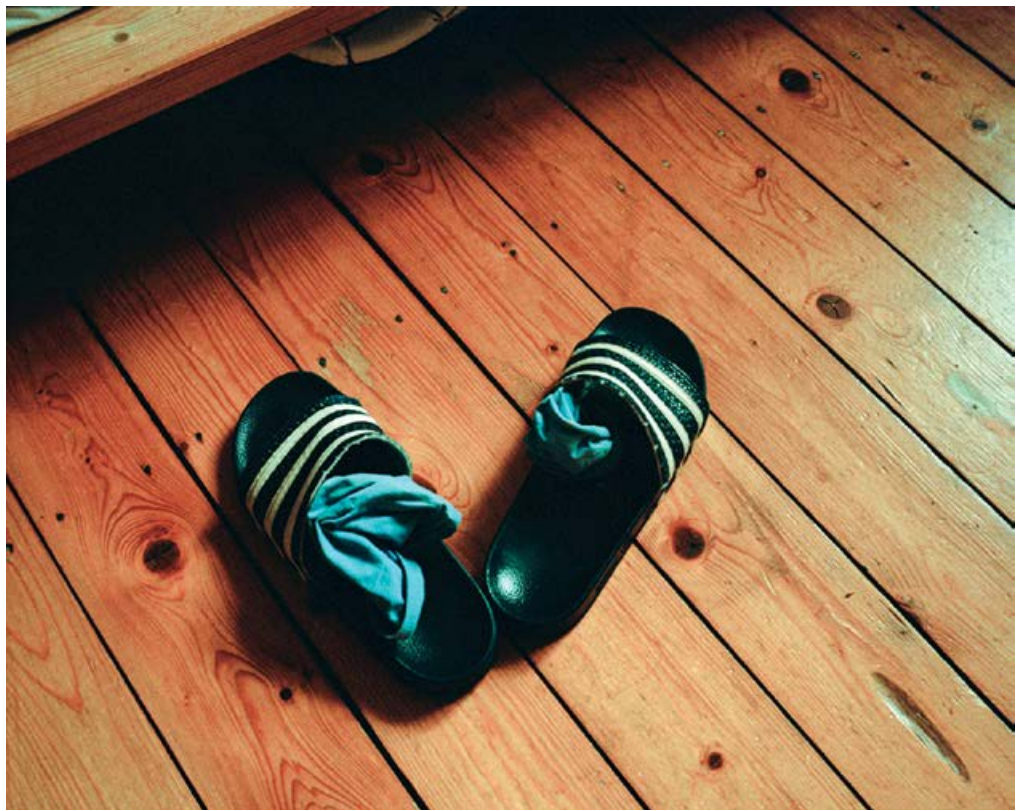
Junge, Junge!



Foto: Stephanie Steinkopf / OSTKREUZ

Jungs sind schlechter in der Schule, weil es so viele Lehrerinnen gibt. Oder? Wir factchecken, was man über Bildung zu wissen glaubt: [bpb.de/bildung](https://www.bpb.de/bildung)

S



Jetzt aber hoch mit euch!

Dass Schule so irre früh anfangen muss, ist kein Gesetz. Und auch gar nicht ratsam: Jugendliche haben einen anderen Biorhythmus und brauchen mehr Schlaf als Erwachsene. Ein Schulbeginn gegen 9 oder 10 Uhr wäre für die meisten besser, da ist sich die Forschung einig

Schulen haben es verdient, gute Orte zu sein. Hier sollen wir Wissen und Fähigkeiten erlernen, die uns durch das Leben tragen. Hier verbringen viele einen Großteil ihres Tages, und das in einer Lebensphase, in der sich Zeit beinahe grenzenlos und eine Doppelstunde wie ein halbes Leben anfühlen kann.

Ob es die Freundin ist, ohne die man auf dem Schulhof verloren wäre. Der Lehrer, mit dem man nicht klarkommt, den man aber trotzdem jeden Tag aushalten muss. Die Klassenfahrt, auf der man zum ersten Mal das Meer sieht und knutscht. In Schulen entstehen Erfahrungen, Beziehungen und Erinnerungen, die uns ein ganzes Leben prägen.

Die Erwartungen an Schulen sind dementsprechend hoch. Trotzdem werden sie von der Gesellschaft schnell vergessen und von der Politik hinten angestellt. Seit Jahrzehnten kriegt das deutsche Schulsystem verheerende Zeugnisse.

Noch immer entscheiden Bildungsgrad und Kontostand der Eltern darüber, welchen Schulabschluss Kinder und Jugendliche machen. Noch immer funktioniert es vielerorts nur auf dem Papier, dass alle gut zusammen lernen. Im Alltag fehlen dann die Lehrkräfte und Mittel, um zum Beispiel einen geflüchteten Jugendlichen oder einen mit ADHS so zu unterstützen, dass alle möglichst gleichberechtigt in einem Klassenraum sitzen. Auch die gesellschaftliche Einsicht, dass alle Schulabschlüsse ihren Wert haben und gebraucht werden, muss erst wieder zurückgewonnen werden.

An Schulen tritt die Realität sehr schnell ein. Während sich die Gesellschaft noch fragt, wie mit künstlicher Intelligenz umzugehen ist, nutzen sie Lehrkräfte, Schülerinnen und Schüler längst für ihre Zwecke. Während über Jahre diskutiert wurde, ob Deutschland ein Einwanderungsland sei, war es das an Schulen längst. Und während andere Themen den Klimawandel in der Öffentlichkeit verdrängen, sind es besonders Schülerinnen und Schüler, die laut auf das drängendste Problem unserer Zeit hinweisen. Die Herausforderungen und Fragen, die sich an Schulen stellen, betreffen uns alle. Schule ist Zukunft.

Schulleitungen, Lehrkräfte, pädagogisches Personal und alle, die sich sonst noch um das Gelingen des Schulalltags kümmern, stellen sich dem jeden Tag aufs Neue. Sie versuchen, Schule trotz vieler Probleme und fehlender Wertschätzung zu gestalten, sie versuchen, den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln, dass es auf sie ankommt. Damit sie selbst an sich glauben. Sie haben es verdient.

Ann-Kristin Schöne

Inhalt

- 5 **Und, wie war's in der Schule?**
Zu Besuch an einer Gesamtschule, die versucht, Antworten auf die Bildungskrise zu finden
- 9 **Schule meines Lebens, Teil 1**
Erst hat unser Autor seinen Lehrer nicht verstanden, dann nie wieder vergessen
- 10 **„Das ist keine Verwahranstalt. Da findet Kindheit statt“**
Warum sind die Schulen überfordert? Gehören Gymnasien abgeschafft? Dieser Bildungsforscher weiß weiter
- 15 **Darf das?**
Wenn Lehrkräfte influencen, kann's schnell heikel werden
- 16 **Extraklasse**
Gute Bildung nur für Reiche? Bei Privatschulen machen es sich viele zu einfach
- 18 **Und oben der Krieg**
Weil Russland Charkiw bombardiert, lernen die Kinder in U-Bahn-Stationen



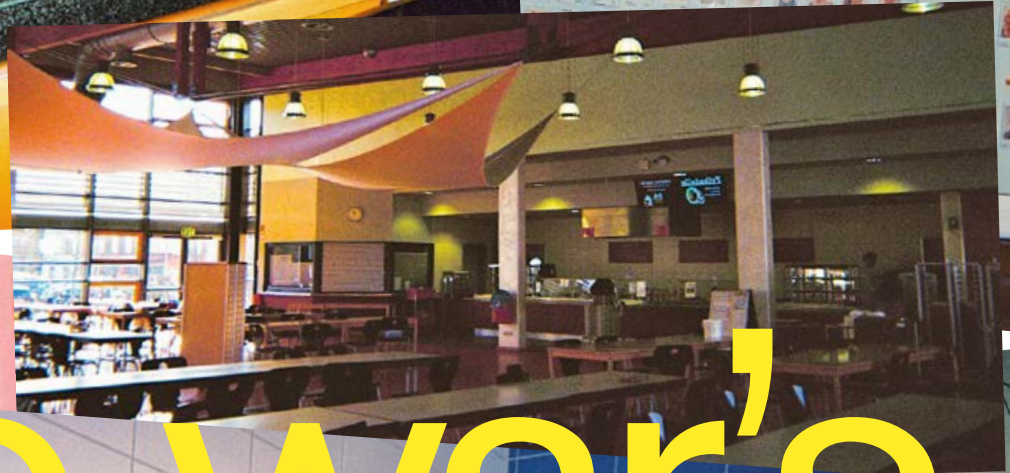
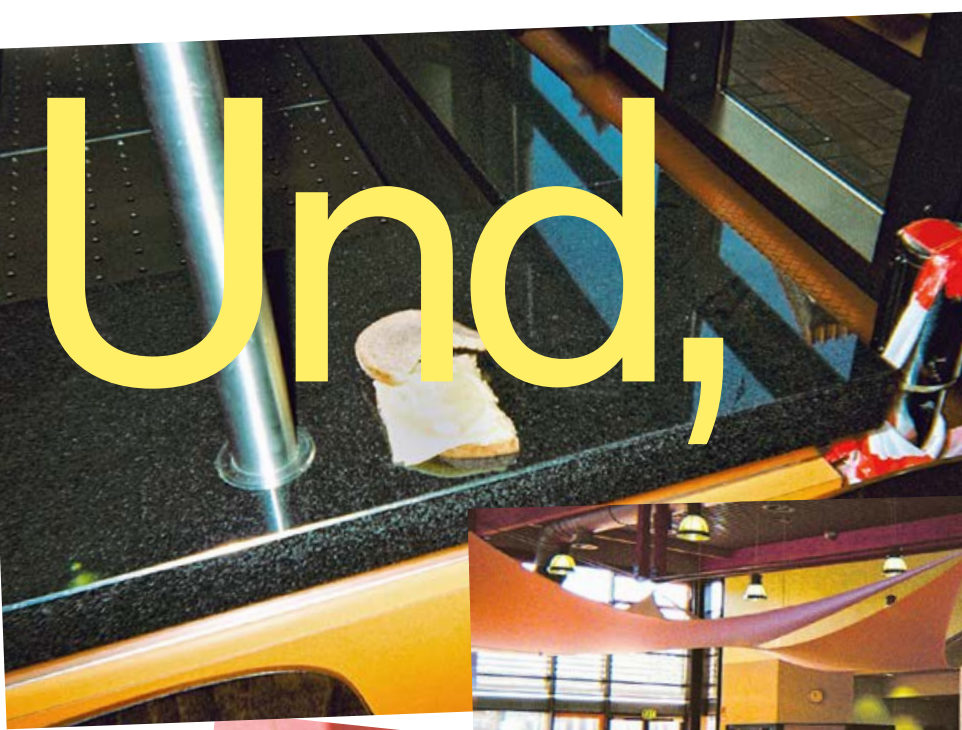
Hefte raus,
Abo abschließen!
Den fluter
gibt's für lau
nach Hause:
fluter.de/hefte



- 21 **Schule meines Lebens, Teil 2**
Vom unverhofften Glück der Sitzordnung
- 22 **Comfort Food**
Wie geht Self-Care? Was tun gegen Stress? Durch den Schulalltag mit zwei Mental Health Coaches
- 24 **Frau Hassan ist zurück**
Leylan Hassan musste aus Syrien fliehen. Acht Jahre später unterrichtet sie wieder eine Klasse
- 26 **Oh shit!**
Eben noch am Tablet gelernt, jetzt auf ein Klo von 1735: Die Schulen sind in üblem Zustand
- 28 **Wir treffen uns um 7 Uhr, und Chip bringt das Blut**
In den USA gibt es so viele Amokläufe, dass sich die Schulen darauf vorbereiten. Wir waren bei einer Übung dabei
- 32 **Linguam latinam disco**
Warum wird mehr Altgriechisch unterrichtet als Türkisch oder Arabisch?
- 34 **Started from the bottom, now we're here**
An dieser Schule holen die ihre Abschlüsse nach, die anderswo schon aufgegeben wurden
- 37 **„Dann kippt es“**
Eskaliert die Gewalt an Schulen?
- 38 **Auf Achse**
Liana ist beim Zirkus. Deshalb kommt der Unterricht zu ihr
- 42 **Sein oder ich sein**
Kinder mit Behinderung haben das Recht, an einer Regelschule zu lernen. Klingt richtig, war für Philip aber ein einziger Kampf
- 43 **Schule meines Lebens, Teil 3**
Mit dem Bayernticket ins Klassenbewusstsein
- 44 **Ihr habt es in der Hand**
Von wegen Smombie. An dieser Schule sind Smartphones verboten
- 46 **Viva Novalja**
Kann mal bitte einer das Würstchen aus dem Pool fischen? Unsere Fotografin war mit auf Abschlussfahrt in Kroatien
- 50 **Impressum und Vorschau**

Und,

wie war's
in der
Schule?



Bildungsgerechtigkeit, Integration, Inklusion: Können deutsche Schulen angeblich alles nicht. Besuch an einer Gesamtschule, die versucht, Lösungen zu finden

Text: Ann-Kristin Schöne

Leistungskurs Sozialwissenschaften, Q2

Zwei Minuten vor acht, die ersten Schülerinnen und Schüler kommen angeschlurft. Ein Dienstagmorgen, Mitte Dezember. „Was war mit dir gestern? Verlängertes Wochenende oder was?“ Elias' Frage klingt nicht nur cool, er ist es auch. Brillant im Ohr, Shirt in Weiß und knallgelb, damit die Muskeln besser kommen. Beim Ranking im Abibuch hat er gute Chancen auf einen der begehrten vorderen Plätze.

Elias, der wie alle Schülerinnen und Schüler in diesem Text in echt anders heißt, sitzt neben Azad, Taylor und Bojan in der letzten Reihe, wo auch sonst. Nur ist die letzte Reihe hier nicht nur Team cool, sondern auch Team engagiert. Elias hat eine Frage zum Abi. Das steht im Frühjahr an und beschäftigt alle in der Q2 der Kurt-Tucholsky-Gesamtschule (KTG) in Minden, Nordrhein-Westfalen. Müssen sie wirklich die ganzen globalen Institutionen kennen? Gibt es nicht Themen, die sich überschneiden? Lehrer Dennis Grab lächelt. „Ihr meint, ob ihr auf Lücke lernen könnt? Nein. Schaut euch lieber die alten Abiklausuren noch mal an.“

Es ist ein typischer Dennis-Grab-Satz: klar, fordernd, aber den Schülerinnen und Schülern zugewandt. Als Grab auf dem Bildschirm im Kursraum das nächste Thema, Umweltökonomie, einblendet und die ersten „OMGs“ zu hören sind, fängt der 30-Jährige sie direkt wieder ein: „Wir starten bei euch.“ Die Schülerinnen und Schüler sollen auf ihren Tablets notieren, was sie unter einem modernen Leben verstehen.

Nach wenigen Minuten tauchen auf dem Bildschirm Stichworte auf: „der Westen“, „Technologien im Alltag“, „Fairness“. Aus denen entspinnen sich im Unterrichtsgespräch grundsätzliche Fragen: Gibt es ausreichend Ressourcen auf der Welt? Was bedeutet Nachhaltigkeit? Und was ist eigentlich mit Verzicht? „Eure Generation hat während Corona auf sehr viel verzichtet“, sagt Grab. „Seid

ihr dazu weiter bereit?“ In der letzten Reihe gehen alle Hände hoch.

Azad: „Die Frage ist doch, wie sinnvoll die Menschen das finden.“

Steffi: „In den sozialen Medien erzählen einem alle, dass man verzichten soll. Aber keiner fragt uns, was wir eigentlich wollen.“

Bojan: „Wir haben ja immerhin den Luxus, überhaupt verzichten zu können.“

Bojan ist einer der Leistungsstärksten im Kurs. Während Taylor neben ihm auf dem Tablet durch Fotos von einem BMW-Coupé swipt und Elias schwärmt, dass er auch mal gerne einen „Quattro unterm Arsch hätte“, ist Bojans Hand schon wieder oben.

Um 8.15 Uhr geht die Tür auf. Tom. Er ist zu spät, sagt aber nichts. Lehrer Grab auch nicht. Muss er auch nicht. Während der anschließenden Gruppenarbeit kommt Tom von allein und entschuldigt sich.

Sein Job sei schon oft stressig, sagt Grab. Das liege aber selten an den Kindern und Jugendlichen, vielmehr an den Umständen. „Ich schreibe jeden Tag so viele E-Mails wie meine Freunde, die im Büro sitzen.“ Anträge, Orga, Konferenzen, Elterngespräche, der tägliche Unterricht wird da fast zur Nebentätigkeit.

Als der Pausengong ertönt, klingelt Grabs Handy. Er seufzt. „Ja, ich komme.“ In der Mensa gibt es Sprachprobleme, seine Russischkenntnisse werden gebraucht. Das war's für Grab mit der Pause.

Englisch, Klasse 6b

„Es ist wichtig, dass die Kinder gefestigt werden, bevor die Pubertät richtig zuschlägt“, sagt Petra Mans. Was sie meint: Während es in den höheren Jahrgängen und der Oberstufe um Inhalte geht, zählen in den Jahrgängen 5 und 6 vor allem die emotionale und soziale Entwicklung. Mans ist Klassenlehrerin der 6b und die Koordinatorin für Inklusion an der Schule.

Rund 1.200 Schülerinnen und Schüler besuchen die Gesamtschule, knapp zehn Prozent haben einen sogenannten Förderbedarf, das heißt: Sonderpädagogisches Personal unterstützt sie beim Lernen. Mit jeder neuen Klasse teilt die Bezirksregierung der Schule durchschnittlich drei Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf zu. „Im Laufe der ersten drei Schuljahre kommen häufig noch Kinder dazu. Aber wir bekommen nicht gleichzeitig mehr sonderpädagogische Lehrkräfte“, sagt Mans.

In der 6b sitzen drei Kinder mit Förderbedarf. Mans wird sich vorrangig um sie kümmern. Eine Kollegin übernimmt währenddessen den Fachunterricht. Sie schreibt ans Whiteboard, was die Klasse heute erarbeiten soll. Ebenfalls am Whiteboard: die Namenskarten aller Schülerinnen und Schüler, angeordnet auf einem Spektrum von „fantastisch“ bis „Konsequenz“, je nach Verhalten und Beteiligung.

„Flutra, Natalie, ihr nervt mich richtig.“ Runter auf „Verwarnung“. So deutlich sie kritisiert werden, werden die Schülerinnen und Schüler auch gelobt. Das System scheint zu funktionieren, zumindest für Hanna. Als es für sie runter statt raufgeht, reißt sie sich zusammen, hört zu, meldet sich. „Ich bin richtig stolz auf dich, dass du jetzt mitmachst“, sagt die Lehrerin.

„Alter, Theo, ich hasse dich“, schreit Dilara plötzlich ihren Sitznachbarn an. Das mit der Impulskontrolle haut bei Dilara nicht immer so hin, deshalb hat sie einen Förderbedarf.

Petra Mans redet leise auf Dilara ein und geht schließlich mit ihr in den kleinen Raum, der vom Klassenzimmer durch eine Glasscheibe getrennt oder vielmehr mit dem restlichen Klassenzimmer verbunden ist. Bereits seit 2008 arbeitet die Unterstufe in solchen Räumen, die längst nicht Standard sind.



Grundkurs Deutsch, Klasse 10

„Hätte ich Lust gehabt, bis in die Nacht zu korrigieren, hättet ihr die Klausuren heute schon zurück.“ Hatte Dennis Grab aber nicht. Er unterrichtet Deutsch und Sozialwissenschaften, das Korrigieren ist so was wie ein Hintergrundrauschen in seinem Leben. Grab korrigiert morgens, abends, zwischendurch im Lehrerzimmer, an den Wochenenden, in den Ferien.

Beim Grundkurs muss er nur noch zwei Klausuren korrigieren, Grab hat also schon einen Eindruck von den Ergebnissen. Wie manche darauf kämen, nur in Stichpunkten zu antworten, die teilweise nicht mal ein Verb enthalten, fragt er in die Klasse. „Jeder Satz im Deutschen hat ein Verb!“

Grab will, dass seine Schülerinnen und Schüler vorankommen, im Unterricht und im Leben. Er ist aus Überzeugung an einer Gesamtschule, wie die

meisten hier. „Die Schule ist fortschrittlicher als die Gymnasien“, sagt Grab. Sie würden hier oft testen, wie Prüfungen aussehen können, die nicht einfach nur aus schriftlichen Klausuren bestehen. Es werde versucht, möglichst nah an den Kindern und Jugendlichen zu sein. „Hier bekommen wirklich alle eine Chance.“

Wenn es nach Grab ginge, würde er das mehrgliedrige Schulsystem, das schon im Kindesalter nach Leistung sortiert, abschaffen. „Die Schülerinnen und Schüler, die die meiste Unterstützung brauchen, kommen alle zu uns an die Gesamtschule. Zum Teil sind sie schon an Gymnasien und Realschulen und werden zu uns abgeschult.“ So gehe das Konzept Gesamtschule, die mal eine

Schule für alle sein sollte, nicht auf. Auch Schulleiterin Katharina Langner hält ihre Schülerschaft nicht für ein Abbild der Gesellschaft. „Wir haben sehr viele verschiedene kulturelle Hintergründe an der Schule. Aber nur zwei bis drei Prozent kommen nach der Grundschule mit einer Empfehlung fürs Gymnasium zu uns.“ Alle würden ständig von Integration reden, sagt Langner: „Aber in was genau sollen sie sich denn integrie-



So sieht's nämlich aus: Für diesen Text haben wir die Schülerinnen und Schüler gebeten, ihren Alltag an der KTG selbst zu fotografieren



Dilara und Mans haben ein hartes Jahr hinter sich. „Am Anfang hat Dilara mich nicht an sich rangelassen, ständig rumgeschrien und totale Ausfälle gehabt“, erzählt Mans. Solche Phasen dauern, sie sind hart, aber man müsse sie aushalten. Gerade Kinder mit Förderbedarf bräuchten eine stabile Begleitung, sagt Mans. „Oft mangelt es genau daran.“

Heute lässt sich Dilara auf Mans ein. Die nächsten 15 Minuten sitzt sie gemeinsam mit Lena, die das Downsyndrom hat, im angrenzenden Bereich. Eigentlich muss Lena in Englisch nicht mitmachen. Sie möchte aber. Also hat Mans auf ihre Bedürfnisse abgestimmte Aufgaben dabei. „Unser Ziel“, sagt Mans, „ist so viel gemeinsamer Unterricht wie möglich.“

ren, wenn nicht alle Schülerinnen und Schüler zusammen sind?“ Manchen sei gar nicht klar, dass sie auch an der Gesamtschule das Abitur machen können. Und zwar genau das gleiche wie an Gymnasien. Seit 2007 bekommen alle in Nordrhein-Westfalen die gleichen Abituraufgaben. Langner hält das für einen großen Schritt zur Bildungsgleichheit.

Auch nach der zehnten Klasse gibt es eine zentrale Abschlussprüfung. Die sei das Ziel, betont Lehrer Grab noch mal vor der Klasse, da müssten sie hin. Er kriegt ein lautes „Çüş“ zurück. Hört man sich bei den Jugendlichen um, was Schule für sie bedeutet, ist die häufigste Antwort: Stress. Ständig gebe es Prüfungen und Noten. Und überhaupt: Wofür brauchen sie den ganzen Kram später eigentlich? Englisch ist gut, „im Urlaub und so“, aber sonst?

Die Frage stellen sich vermutlich einige in dieser Deutschstunde. Von der Zuckerrübenkönigin, die in einem der Klausurtexte vorkommt, ist es jedenfalls ein weiter Weg in ihren Alltag.

„Herr Grab, was soll ein Spritzenhaus sein?“ „Hat das was mit Medikamenten zu tun?“

Grab erklärt alle Wörter in den Texten zum Thema „Heimat“, die dem Kurs unbekannt sind. Dann geht's weiter zur Aufgabenstellung. Ist die nicht klar formuliert, können Grab ganze Stunden und Klausuren ziemlich schnell um die Ohren fliegen. „Viele von euch haben in der Klausur geschrieben, dass der Protagonist gerne Döner isst. In der Aufgabe steht aber nicht: Fasse den Text zusammen, sondern: Was verbinden die Menschen mit Heimat?“

„Na ja, Herr Grab, da steht schon auch, dass wir die Texte zusammenfassen sollen“, kommt es aus einer der vorderen Sitzreihen.

Deutsch, Klasse 8c

Fünf Minuten vergehen, bis es einigermaßen ruhig ist. Die Klasse arbeitet in Gruppen an ihrer eigenen Zeitung, das Ergebnis ersetzt eine Klausur. „Ich verteile euch gleich den Erwartungshorizont. Da könnt ihr nachlesen, wofür ihr Punkte bekommt. Bitte bewahrt den Zettel auf.“ Petra Mans erklärt es noch mal einzelnen Schülern, ihre Kollegin, die den Fachunterricht übernimmt, wiederholt es zur Sicherheit auch für den Rest.

Die 8c, das sind 29 Schülerinnen und Schüler, vier haben einen Förderbedarf, „da sind die Verhaltensauffälligen nicht mitgerechnet“, betont Mans. Während die anderen an ihren Artikeln schreiben, nimmt sie Matteo mit nach nebenan, in einen Differenzierungsraum, und erklärt ihm seine Aufgaben. „Inhaltlich arbeiten alle am gleichen Thema, aber eben auf verschiedenen Niveaus.“ Matteo soll entlang der W-Fragen die wichtigen Informationen aus einem Zeitungsartikel herausarbeiten. Wer? Was? Wo? Wann? Warum? Die Tür bleibt offen.

Nebenan ist es wieder laut geworden, die Gruppen haben sich gefunden. Lina, Omar, Sofie und Mohamed sind eine davon. Das Zeitungsprojekt finden sie „chillig“, weil sie nicht mit der ganzen Klasse lernen müssen: Die geht ihnen selbst schon auf die Nerven. „Nicht schlimmer als andere achte Klassen“, sagt Mans. „In der Pubertät sind sie mitunter richtig anstrengend. Aber ab der neunten Klasse fangen sie an zu verstehen, wofür sie hier sitzen.“

Lina muss ihre Texte zum Thema „Beauty“ überarbeiten: Sie seien mehr Werbung als Bericht, sagt die Lehrerin. Lina zückt ihr Handy, dreht sich verstohlen um, öffnet ChatGPT. „Kacke, das ist viel zu schlau. Da merken sie sofort, dass die KI das geschrieben hat.“

Omar braucht noch ein Foto für den Fahrradunfall, um den es in seinem Bericht geht. Schnell gemacht über die Google-Bildersuche, und genauso schnell muss Omar das Foto wieder löschen. Die Deutschlehrerin erklärt ihm, warum keine Verletzten gezeigt werden sollen. „Macht bitte selbst Bilder.“ „Wallah, was? Gar keine Bilder aus dem Internet?“ „Soll er selbst mit dem Fahrrad hinfallen oder was?“ Mohamed hat heute so gar keinen Bock, sich zu beteiligen. Lieber beschimpft er Sofie als „dumme Schlampe“. Die kontert: „Junge, halt die Fresse. Verpiss dich jetzt mal.“

Mans und ihre Kollegin bekommen viele der verbalen Attacken mit, gehen aber nicht auf jede ein: „Sonst würden wir hier zu gar nichts kommen. Manches musst du als Lehrerin einfach ausblenden und, ganz wichtig, nicht persönlich nehmen.“ Es gebe nichts Schlimmeres, als lustlos in der Klasse aufzuschlagen. „Das merken die sofort.“

Als um 13.15 Uhr die Stunde endet und alle ihre Sachen zusammenräumen, hält Lina den Zettel mit dem Erwartungshorizont in Omars und Sofies Richtung. „Was sollen wir damit noch mal machen?“

Grundkurs Deutsch, Klasse 10

„Ich korrigiere das für euch. Nicht für mich.“ Bevor er die Klausur zurückgibt, macht Dennis Grab noch eine Ansage: Es sei wichtig, dass sie sich seine Anmerkungen und die Verbesserungsvorschläge angucken.

Musa hebt seine Hände zum Gebet, Arne legt den Kopf auf die Tischplatte. Unter seiner letzten Arbeit stand „Maschine“ neben dem Sticker einer Waschmaschine. „Herr Grab, warum haben wir dieses Mal keine Sticker bekommen?“ „Hatte nicht mehr so viele schlechte“, kontert Grab. „Alter, der saß“, murmelt Arne.

Wie Schülerinnen und Schüler die Schule wahrnehmen, hängt vor allem von den Lehrkräften ab. Wie sie abschneiden, auch. Dabei scheint es ganz einfach zu sein: Wer die Schülerinnen und Schüler respektiert, den respektieren sie. Im Alltag gehört dazu eine Menge, allem voran der Glaube an die Kinder und Jugendlichen.

Aaliyah hat eine Fünf plus, sie ist enttäuscht. Dabei ist sie erst vor einem Jahr aus Syrien nach Deutschland geflohen. Grab versucht ihr deutlich zu machen, wie unglaublich weit sie schon ist. „Wenn du so weitermachst, schaffst du deinen Abschluss nach der Zehnten.“ Noten sagen manchmal gar nichts aus.

Lehrer Grab motiviert noch mal den ganzen Kurs, erinnert an die Charakterräume. In denen stellen die Schülerinnen und Schüler die Figur aus einem Buch visuell dar, mithilfe einer KI oder selbst gebastelt aus Pappe. „Ihr habt zur Gestaltung viele Möglichkeiten“, sagt Grab. „Und der Charakterraum zählt genauso viel wie die Klausur.“

Tjare hört gar nicht hin, er will jetzt einfach nur seine Note wissen. Endlich legt Grab den Klausurbogen auf seinen Tisch, Tjare dreht ihn um: „Ja, Mann! Eine Drei!“ High fives werden verteilt. „Ey, Herr Grab: Ich werde Deutschlehrer wie Sie!“

Erst hat unser Autor Herrn Hasse nicht verstanden, dann nie wieder vergessen

Es begann mit der Flöte. 1993, ich war zehn und mit meiner Mutter aus Russland ins Ruhrgebiet eingewandert. Mein Klassenlehrer Herr Hasse war ein Hüne mit schütterem Haar und Märchenonkel-Lächeln. Er führte mich durch das große graue Gebäude der Grundschule in Recklinghausen. Ich nickte eifrig jedes seiner Worte ab und hoffte, mit der Nummer durchzukommen: Ich verstand nichts. Irgendwann drückte mir Herr Hasse eine Flöte in die Hand.

In unserer Einzimmerwohnung betrachteten meine Mutter und ich die Flöte wie ein Relikt einer fremden Zivilisation. Irgendwie war sie das auch. In Russland hatte es Frontalunterricht gegeben, keine selbstständigen Schülerinnen und Schüler, die zu Hause mit Unterrichtsmaterialien rumprobieren durften. Statt um Musik ging es aber ohnehin erst mal um mein nicht vorhandenes Deutsch. In meinem ersten Diktat beschrieb ich Delfine als „die glucksten fiere“. Ich machte 69 Fehler. Herr Hasse setzte einen fröhlichen Smiley darunter und schrieb: „Die Arbeit wird noch nicht bewertet!“

Einmal kam Herr Hasse zu uns nach Hause. Er nippte am Tee, den meine Mutter ihm hingestellt hatte, und fragte, woher genau wir stammen. „Tscheljabinsk“, sagte sie. Herr Hasse schaute auf: Da habe es doch 1957 dieses schreckliche Atomunglück gegeben. „Sie beide sehen aber ganz munter aus.“ Meine Mutter war baff. Der nukleare Unfall, der drittschwerste in der Geschichte der Menschheit, war von den russischen Behörden totgeschwiegen worden, wir hatten als Familie im verseuchten Gebiet Urlaub gemacht. In Deutschland wusste ein Grundschullehrer mehr darüber, was vor unserer Haustür passiert war, als wir selbst.

Als ich später einem Jungen auf dem Schulhof mit dem Fußball die Brille



kaputt schoss, klingelte dessen Vater bei uns, ein wütender Punk mit Irokesenschnitt. Er sagte irgendetwas von „Versicherung“. Natürlich hatten wir keine. Ich trieb ihn aus der Wohnung. Herr Hasse half schließlich, den Punk-Papa mit Ratenzahlungen zu befrieden. In der Schule gab er mir nachmittags Deutschnachhilfe, meine Fehlerzahl sank, ich bekam endlich Noten, wenn auch noch keine guten.

Ich war gerade mal ein Jahr bei Herrn Hasse. Es war eine Zeit, in der ich nicht nur eine Sprache lernen musste, sondern vor allem, für mich einzustehen. Herr Hasse wurde dabei zu einem Mentor. Seine Idee mit der selbstständigen musikalischen Früherziehung hat aber nie gezündet. Die Flöte liegt seit jeher in meinem Schrank. Als Erinnerung.

Nik Afanasjew

f

„Die Schule ist keine Verwahranstalt. Da findet Kindheit statt“

Interview: Paul Hofmann
Fotos: James Mollison

Warum sind die
Schulen überfordert?
Gehören Gymnasien
abgeschafft?
Der Bildungsforscher
Aladin El-Mafaalani
kennt sich mit
unserem Thema aus
wie kaum einer

fluter: Herr El-Mafaalani, Sie haben es als Sohn syrischer Einwanderer nach ganz oben geschafft und sind heute Professor. Was spielte die entscheidende Rolle bei Ihrem Bildungsaufstieg?

Aladin El-Mafaalani: Meine Eltern waren beide Akademiker. Deshalb bin ich auch kein Aufsteiger im klassischen Sinn. In der Grundschule waren meine Noten nicht doll, mein Deutsch auch nicht, weil wir zu Hause Arabisch gesprochen haben. Als ich eine Hauptschulempfehlung bekam, hat sich mein Vater aber verhalten wie die meisten Akademikereltern: Er hat mich trotzdem am Gymnasium angemeldet.

Einkommen und Bildungsgrad der Eltern entscheiden über den Erfolg des Kindes im Bildungssystem. Das ist seit 50 Jahren bekannt und gut erforscht. Warum hat sich an dieser Ungleichheit nichts getan?

Halt, es hat sich sogar viel getan: Das System ist deutlich durchlässiger als früher. Immer mehr Kinder von Nichtakademikern machen Abitur und studieren. Die meisten Kinder

Freretown-Community-Grundschule,
Mombasa, Kenia



Katholische Schule Sacred Heart,
London, England



eines Jahrgangs gehen heute aufs Gymnasium, es gibt mehr Erstsemesterstudierende als neue Azubis. Die Bildungschancen sind in allen Bevölkerungsgruppen gestiegen.

Aber?

Das verringert nicht automatisch die Bildungsungleichheit. Man kann sich das so vorstellen, als würde man allen Bürgerinnen und Bürgern das Gehalt verdoppeln: Dann verdoppelt sich auch die Differenz zwischen den Gehältern. Die Bildungsexpansion hat die Situation für viele Nichtprivilegierte sogar noch verschärft. Der Hauptschulabschluss beispielsweise wurde dabei geradezu entwertet.

Wie könnte das Schulsystem die Bildungschancen zumindest angleichen?

Wir müssen besser monitoren. Es bringt wenig, wenn wir in der vierten Klasse feststellen, dass ein Kind nicht gut lesen kann. Die Sprachförderung muss im Kitaalter erfolgen. Es muss flächendeckend ermittelt werden, wo der Bedarf groß ist, damit dort zielgerichtet investiert wird. Das Startchancen-Programm ist nur ein erster Schritt.

Das Programm soll benachteiligte Kinder und Jugendliche fördern. Bund und Länder geben 4.000 ausgewählten Schulen jedes Jahr zwei Milliarden Euro mehr – damit dort bis 2034 höchstens noch halb so viele Schülerinnen und Schüler die Mindeststandards in Mathematik und Deutsch verfehlen.

Das Programm kommt zu spät, das Geld geht an zu wenige Schulen, aber: Es ist richtig gedacht, weil das Geld da ankommt, wo es gebraucht wird. Die besten Kitas und Grundschulen müssten dort stehen, wo viele benachteiligte Kinder leben. Kleine Gruppen, das kompetenteste Personal, eine ausgeklügelte Sprachförderung.

„Die Eltern an den Gymnasien gehen auf die Barrikaden, wenn du ihren Kindern die Privilegien absägst“

Nach dem ersten „PISA-Schock“ vor knapp 25 Jahren gab es riesige Reformen in der frühkindlichen Bildung. Alle Kinder bekamen Anspruch auf einen Kitaplatz, ab August 2026 müssen die Grundschulen schrittweise auf Ganztagsbetrieb umstellen. Bringt das alles nichts?

Man hat die Kitas bundesweit in einem irren Tempo ausgebaut. Das war auch gut und richtig, aber die Qualität hat unter diesem Tempo gelitten. Heute gehen so viele Kinder wie nie in Kitas und Ganztagschulen, aber nahezu alle Bildungsstudien zeigen, dass sich ihre Kompetenzentwicklung verschlechtert. Jedes vierte Kind kann am Ende der Grundschule nicht ausreichend gut lesen. Kita und Grundschule funktionieren derzeit nicht, wie sie sollten. Das ist ein Riesensproblem. Was wir dort nicht hinbekommen, können die weiterführenden Schulen kaum ausgleichen. Deswegen müssen wir ab sofort in Kitas und Grundschulen ohne Ende reinbuttern.

Die Bildungsausgaben steigen doch seit Jahren.

Wir geben mehr aus, aber lange nicht genug. Die Schulen haben einfach keine Priorität in Deutschland. Alle sagen, da müssen wir was machen – und dann ist das Thema in der Regel auch schon wieder durch. Dabei gibt es auch gesellschaftlich enorme Veränderungen: Wir haben Megabaustellen, auf die das Schulsystem bislang kaum reagiert.

Erzählen Sie.

Da ist zum einen, sehr offensichtlich, die Digitalisierung. Die hat viele positive Effekte, aber eben auch: Pornografie, Gewaltdarstellungen, Deepfakes, Fake News. Es gibt in diesem Land kaum einen Zwölfjährigen, der all das nicht schon gesehen hat. Die Reaktion der Schulen ist oft: blockieren, verbieten, Teufelszeug! Als wären die Probleme damit vom Tisch. Das muss aktiv an den Schulen behandelt werden. Zum anderen sehen wir eine verfestigte Kinderarmut. 20 Prozent der Kinder wachsen in Armut auf, und diese Kinder konzentrieren sich sehr stark räumlich.

Was bedeutet das für die Schulen in diesen Einzugsgebieten?

Die Zahlen zeigen, dass unter den Leistungsschwachen fast nur Kinder aus armen Verhältnissen sind. Das ist kein Naturgesetz, die sind nicht dümmer. Aber Armut verdeckt Talent. Die Aufgabe für Schulen und Lehrkräfte ist also, die Talente dieser Kinder zu entdecken. Und zwar auch, weil die Familien sie oft weniger unterstützen: wenn beide Elternteile arbeiten müssen, um über den Monat zu kommen, wenn sie das deutsche Schulsystem nicht kennen oder die Sprache nicht beherrschen.

Dann ist Migration auch so eine Baustelle?

Ja. Wir haben einen größeren Anteil von Kindern und Jugendlichen mit Migrationsgeschichte als klassische Einwanderungsländer wie die USA, Frankreich oder Großbritannien. Und sie kommen aus mehr und mehr Ländern. Diese Superdiversität bedeutet an den Schulen: mehr Konfessionen, mehr kulturelle Leitbilder, mehr Sprachen. Ich war an Grundschulen, an denen 25 bis 30 Sprachen gesprochen werden. All diesen Kindern bis zum Ende der vierten oder sechsten Klasse die Grundlagen beizubringen ist für Lehrkräfte ein Kraftakt.

Schulen müssen heute also viel mehr Aufgaben erfüllen als früher. Sie fordern deshalb, dass Schulen konsequent ganztags gedacht werden.

Kinder und Jugendliche verbringen so viel Zeit in den Bildungsinstitutionen wie nie zuvor. Die müssen deshalb automatisch vieles übernehmen, was früher in den Familien passiert ist. Was das bedeutet, haben viele noch nicht begriffen: Die Schule ist keine Verwahranstalt, in der man sich seine Noten abholt. Da findet Kindheit statt.

Was stellen Sie sich vor?

Das sollten Orte für Kunst und Kultur sein, mit Werkstätten, Gärten, Küchen, Sportangeboten und auch Gesundheitsvorsorge. Das sind auch Angebote, die Kindheiten gleicher machen können. Ob ich ein Instrument lerne oder regelmäßig zum Zahnarzt gehe, sollte nicht davon abhängen, in welche

Shohei-Grundschule,
Tokio, Japan



Links:
Katholische Schule
St. Augustine,
Palm Loop,
Montserrat



Rechts:
Emiliano-Zapata-
Grundschule,
Pachuca de Soto,
Mexiko



Grundschule
der South China
Normal University,
Guangzhou, China



Für diese Fotos war James Mollison auf Pausenhöfen in allen Ecken der Welt. Was auf den ersten Blick simpel aussieht, ist das Ergebnis eines Tricks: Mollison zeigt fast nie nur ein Foto, sondern kombiniert jeweils mehrere Aufnahmen, damit die Szenen lebendiger werden

Familie ich geboren werde. An den Schulen dürfen nicht nur Lehrerinnen und Lehrer arbeiten. Wir brauchen dort dringend echte multiprofessionelle Teams.

Wie sollen die Schulen das stemmen? Vielen fehlen doch jetzt schon Platz, Ausstattung, Geld und Personal.

Das braucht riesige Investitionen, bestenfalls ein Sondervermögen Bildung – als Signal ans ganze System. Wir brauchen eine andere Fortbildungskultur an den Schulen. Und trotzdem wäre das nicht nur mit qualifiziertem Personal zu schaffen. Es müsste Anreize geben für Lehrkräfte und Pädagogen, damit sie auch im Rentenalter weiterarbeiten. Und alle anderen brauchen wir auch: als Lesepaten, Mentorinnen oder eben für einen Bastelkurs. Wenn sich nur jeder zehnte Babyboomer ehrenamtlich oder als Honorarkraft an Schulen und Kitas einbringt, wäre das mehr Personal als alle aktuellen Erzieher und Grundschullehrkräfte zusammen.



Aladin El-Mafaalani kam 1978 in Datteln im Ruhrgebiet zur Welt. Sein Lieblingsfach war Erdkunde, sein Hassfach Latein. Heute ist er Professor für Migrations- und Bildungssoziologie an der TU Dortmund.

Viele beklagen, so weitreichende Reformen würden am Föderalismus scheitern: In Sachen Schule bestimmt jedes Bundesland für sich. Diese geteilte Verantwortung galt lange als wertvoll und richtig, nachdem die Nazis die Universitäten und Schulen ideologisch missbraucht hatten. Heute scheint es eher hinderlich, dass wir statt einem Schulsystem 16 Schulsysteme haben.

Würden Sie den Föderalismus abschaffen?

Realistisch ist das nicht. Ganz einfach, weil das nur dann ginge, wenn sich alle Bundesländer mit dem Bund auf ein bestimmtes Schulsystem einigen. Ich habe meine Zweifel, ob der Kompromiss am Ende besser wäre als das System, das wir haben. Leider kann man nicht einfach die Reset-Taste drücken.

Schade. Ich hatte gehofft, wir fackeln das Schulsystem jetzt einmal zusammen ab.

Verständlich. Ich meckere auch leidenschaftlich gern über den Föderalismus, aber momentan ist das nicht der längste Hebel. Die großen Reformen hat es ja trotz föderaler Struktur gegeben: das Recht auf einen Kitaplatz, der Ganztagsanspruch an Grundschulen, das waren bundesweite Änderungen, mit denen damals alle einverstanden waren. Trotzdem ist die Kita-Reform nicht gelungen, und der Ganztagsausbau an den Grundschulen geht – vorsichtig gesagt – schleppend voran.

Als reformbedürftig gilt auch die Selektion am Ende der Grundschule. Deutschland trennt seine Grundschülerinnen und Grundschüler so früh wie

sonst kaum ein Land in Europa. In 14 von 16 Bundesländern wird schon in der vierten Klasse entschieden, auf welcher Schule es weitergeht.

Das ist zu früh, bei einem Neunjährigen lässt sich die Entwicklung nicht verlässlich voraussagen. Viele andere Staaten trennen erst mit 15 oder 16. Mindestens zwei Jahre mehr gemeinsames Lernen wären auch bei uns sinnvoll.

Warum trennt man die Kinder überhaupt?

In der Annahme, dass Kinder am besten lernen, wenn sie mit Kindern auf einem ähnlichen Leistungsniveau unterrichtet werden. Die Trennung hat Tradition: Unser Schulsystem bildet in seinen Grundfesten noch die Ständegesellschaft ab. Historisch gab es die längste Zeit Schulen für das Volk und Gymnasien für die Eliten. Wobei mit Elite eher die Herkunft gemeint ist: Das Gymnasium war gar nicht als Schule der Talentertesten gedacht, sondern als Club der Oberklasse.

Und die Realschulen?

Die wurden für das Bürgertum und die Talentierten unter den Arbeiterkindern eingeführt. Genau wie die duale Ausbildung oder die Fachhochschulen. Man musste der Arbeiterschicht etwas geben und hat immer mehr ans System drangebaut, damit die Eliten unter sich bleiben können. Das ist auch der Grund, warum wir so viele verschiedene Schulformen haben.

Die Gesamtschulen waren ursprünglich mal als Lernort für alle Kinder gedacht. Müsste man die Gymnasien abschaffen, damit das funktioniert?

Theoretisch kann das jedes Bundesland tun, wenn es Mehrheiten dafür gibt. Aber ich glaube, mit einer solchen Forderung wäre man politisch geliefert: Viele Eltern würden auf die Barrikaden gehen, wenn man ihren Kindern die Privilegien absägt. Klar ist aber: Lassen wir das System in der heutigen Form einfach laufen, schrumpft der berufsbildende Zweig um die ersten und mittleren Schulabschlüsse – und die Gymnasien und Hochschulen werden strategielos immer größer.

„Unser Schulsystem bildet immer noch die Ständegesellschaft ab“

Und wenn Sie allein ein Schulsystem aufstellen dürften? Wie sähe das aus?

Ich würde es wohl zweigliedrig aufstellen, so, wie es in vielen Bundesländern schon organisiert ist. Aber mit einer Grundschule bis zur sechsten Klasse und danach Gymnasium und eine andere Sekundarschulform. Aber so, dass man an beiden Schulen alle Abschlüsse machen kann.

Dann blieben allen alle Wege offen, auch ohne Schulwechsel.

Ja, das wäre schön. Nur befinden wir uns gerade in einem Bildungsabstieg, das System geht auf dem Zahnfleisch: Die Kompetenzergebnisse sind rückläufig, in allen Schulformen, in allen Bundesländern. Entscheidend sind jetzt Kita und Grundschule, nicht Zwei- oder Dreigliedrigkeit. Von solchen sexy Reformen sind wir meilenweit entfernt. ➔



Darf das?

Outfitchecks, Produktempfehlungen, Videos aus dem Nagelstudio: Erst mal wirkt der Instagram-Auftritt von @frau_waibel wie andere Lifestyle-Accounts. Ausgeleuchtet und durchgestylt spricht die 35-Jährige („Hi, ihr Lieben!“) zu ihren gut 32.000 Followern. Allerdings nicht über Make-up oder Rabattcodes: Gina Waibel ist Lehrerin. Sie spricht über antirassistische Bildung und muslimische Kultur. Ihre Videos haben Titel wie „Das B in AfD steht für Bildung“ oder „Rojava in der Schule thematisieren“. In einem spricht Waibel darüber, wer nicht ihr Kanzler werden soll, unter ein anderes kommentiert jemand: „Wann wird diese Frau eigentlich gekündigt?“

Waibel unterrichtet an einer Gemeinschaftsschule in Baden-Württemberg. Vor zwei Jahren ging sie mit einem Video viral, ihrer Antwort auf den CDU-Politiker Friedrich Merz: In einer Talkshow sprach Merz von arabischstämmigen Schülern als „kleinen Paschas“ und vielen Respektlosigkeiten, die sich gerade Lehrerinnen täglich gefallen lassen müssten. Im Video läuft Waibel mit dem Smartphone durch die Schulgänge. „Guten Tag, Frau Waibel“, „Schönen Tag noch“, „Bis morgen, Frau Waibel“ hört man ihre Schüler aus dem Off. „Mein schrecklicher Alltag mit den Paschas. 😞“, kommentiert sie. Das Video bekommt fast drei Millionen Klicks. Und Waibel jede Menge Stress.

„Viele Lehrkräfte finden, wir sollten generell nichts auf Social Media posten“, sagt Waibel. Die Kritik aus dem Kollegium: Sie kritisiere öffentlich demokratisch gewählte Parteien, was gegen die Grundsätze des Berufs verstoße.

Es gibt mehrere Gebote, die regeln, was Lehrkräfte im Unterricht dürfen und was nicht. Sie stehen im Schulrecht, im Beamtenrecht und im Beutelsbacher Konsens. Dort ist etwa das Überwältigungsverbot festgehalten, das Lehrkräften verbietet, den Schülerinnen und Schülern eine Meinung aufzuzwingen. Oder das Kontroversitätsgebot. Das besagt, dass Themen, die in der Gesellschaft kontrovers diskutiert werden, auch im Unterricht in ihrer Widersprüchlichkeit behandelt werden müssen. Dazu hält Artikel 21 des Grundgesetzes das

Eine Lehrerin äußert sich politisch. Auf Instagram wird sie gefeiert, in der Schule gerät sie unter Druck

Text: Eva Hoffmann

Recht der Parteien auf Chancengleichheit im politischen Wettbewerb fest. Dass eine Lehrkraft auf Social Media nur bestimmte Parteien kritisch bis provokativ-ironisch kommentiert, kann deshalb zu Diskussionen führen.

„Da herrscht seit Langem große Unsicherheit“, sagt Dr. Hendrik Cremer. Am Deutschen Institut für Menschenrechte publiziert er regelmäßig zum Neutralitätsgebot. Neutralität, sagt Cremer, bedeute keinesfalls, dass sich Lehrkräfte nicht zu Politik äußern dürfen. Im Gegenteil: Sie seien verpflichtet, die Werte des Grundgesetzes zu vertreten und „zuwiderlaufende verfassungsfeindliche Bestrebungen“ klar zu benennen, „auch außerhalb ihrer dienstlichen Tätigkeit“. Die Unsicherheit werde gerade von der AfD genutzt, um Stimmung gegen demokratische Bildungsarbeit zu machen, sagt Cremer. Viele Lehrkräfte zögern, ob sie sich im Unterricht kritisch mit der AfD auseinandersetzen sollten: Die Partei ist demokratisch gewählt, aber vom Verfassungsschutz in Teilen als rechtsextrem eingestuft worden. Darauf verweist auch Gina Waibel online immer wieder.

Sie äußert sich dort aber auch zu einzelnen Politikerinnen und Politikern anderer Parteien. Julia Klöckner von der CDU bezeichnete Waibel als geschmacklos, weil diese ein Video aus Gaza mit heroischem US-Hip-Hop unterlegt, um zu zeigen, dass Israel Hilfslieferungen nach Gaza durchlässt. Der Post sei Teil einer Dienstaufsichtsbeschwerde gegen sie, sagt Waibel: Jemand habe anonym einen zehneitigen Brief bei der Schulleitung abgegeben, mit Screenshots von ihren Kommentaren, Storys und Posts. Zu sehen sei auch, wie sie auf Lehrmaterial zum muslimischen Fastenmonat Ramadan und zum rassistischen Anschlag in Hanau hinweist, das sie selbst erstellt hat. „Manche finden, solche Themen gehören nicht in den Unterricht“, sagt Waibel.

Ob die Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Waibel berechtigt ist, kann Hendrik Cremer nicht sagen. Für sie gelte ein Mäßigungsgebot, also: Zurückhaltung bei politischen Äußerungen. „Aber das bedeutet nicht, dass sie sich nicht politisch äußern darf.“ Ob sie das in aller Öffentlichkeit tun sollte? Wie viel Polemik solche Aussagen auf TikTok und Instagram vertragen? Das liegt im Ermessen der jeweiligen Schulämter, die über eine Beschwerde entscheiden.

Die Angriffe machen müde, erzählt Waibel. An manchen Tagen führe sie nur der Gedanke in die Schule, dass sie junge Erwachsene begleitet, die die Gesellschaft besser machen, „und wenn auch nur ein bisschen“. Neulich hat Waibel eine Sprachnachricht von einer ehemaligen Schülerin bekommen: Sie sei wütend, weil ihr ein AfDler in der Fußgängerzone einen „M.-Kopf“ angeboten habe, also einen Schokokuss. „Sie hat ihm dann gesagt, er soll sich verpissen“, erzählt Waibel. Und klingt ein bisschen stolz dabei. ➔

Es gibt immer mehr Privatschulen. Bereichern sie das Schulsystem? Oder spalten sie die Gesellschaft?

Was, wenn die Schule ein Ort wäre, an dem Schülerinnen und Schüler mit Freude lernen? Wenn jede Schule die Mittel hätte, ihre Neugier auf die Welt zu wecken?

Kurz vor acht. Der Unterricht im Angell-Schulzentrum beginnt erst in zwei Stunden, aber in den Gängen, Klassenzimmern und auf den Treppen sitzen schon jetzt Kinder und Jugendliche, in ihre Hefte und iPads versunken. Sie warten nicht, bis eine Lehrerin oder ein Lehrer den Unterricht eröffnet. Sie fangen einfach an, ihre Wochenaufgaben zu erledigen.

Alexander Hochsprung schlängelt sich durch die ruhig arbeitenden Grüppchen. Der pädagogische Leiter des Angell führt über den Campus, den sich Grund-, Realschule und das Gymnasium teilen: durch Räume mit bodentiefen Fenstern, angenehmer Akustik, zeitgemäßer digitaler Ausstattung. Durch eine Lounge, in der sich Lehrkräfte mit dem psychologisch-pädagogischen Beratungsteam besprechen. Über den Hof mit Sportangeboten, durch die Bibliothek, den Probenkeller und Aufenthaltsräume, in denen die Schülerinnen und Schüler nachmittags kochen oder Nachhilfe nehmen können.

Die Schule im Herzen von Freiburg hat alles, was man sich für eine gute Schule wünscht. Aber nicht jedes Kind kann sie besuchen. Zwischen 315 und 430 Euro monatlich zahlen die Eltern hier für die Bildung ihres Kindes. Das Zentrum Angell ist eine Montessori-Schule, heißt: Hier soll jedes Kind in seiner individuellen Entwicklung unterstützt werden. Und die Schule ist ein Unternehmen. Ein gemeinnütziges zwar, das keine Gewinne machen darf, aber eine Einrichtung, die sich ihre Schülerinnen und Schüler aussuchen kann. Mittlerweile wird jede achte allgemeinbildende Schule nicht vom Staat be-



Extraklasse

trieben, sondern von privaten Trägern. Von Kirchen, Vereinen oder reformpädagogischen Stiftungen wie hier in Freiburg. Jedes Jahr eröffnen mehr Privatschulen, die Anzahl der Privatschülerinnen und -schüler ist aber seit zehn Jahren konstant. Heißt: Privatschulen werden tendenziell kleiner, während öffentliche Schulen durch Zusammenlegungen immer größer werden.

Vielleicht ein Grund, warum immer mehr Eltern Tausende Euro für etwas zahlen, das es auch kostenlos gibt?

Geld und Bildung, das ist ein weites Feld. Vor allem, weil das Geld an allen Ecken fehlt: Schulgebäude und Turnhallen sind marode, die Ausstattung ist oft ungenügend, und den zu-

ständigen Kommunen fehlen Milliarden, um all das zu beheben. 2024 flossen in Deutschland 4,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in Bildungseinrichtungen. Das ist weniger als der OECD-Durchschnitt und deutlich weniger als in Nachbarländern wie Frankreich oder den Niederlanden.

Das hat auch mit der Schuldenbremse zu tun: Die Bundesländer tragen rund 70 Prozent der Bildungsausgaben, dürfen aber seit 2020 bis auf wenige Ausnahmen keine neuen Schulden machen. Viele Fachleute und Gewerkschaften fordern deshalb, dass die im Grundgesetz verankerte Schuldenbremse gelockert oder ein Sondervermögen aufgelegt werden soll.

Weil das nicht absehbar ist, investieren immer mehr Eltern selbst in die Bildung ihres Nachwuchses. 13 Jahre Schulbesuch kosten an der Angell mehr als 58.000 Euro. „Die Eltern, die ihre Kinder zu uns schicken, legen mehr Wert auf Bildung als auf ein teures Auto“, sagt Alexander Hochsprung. Die meisten Kinder auf seiner Schule kämen aus der Mittelschicht. „Wir sind keine elitäre Schule und wollen auch keine sein“, sagt Hochsprung. „Wir wollen hier einfach gute Arbeit machen.“

Das scheint zu gelingen: 2022 wurde das Zentrum Angell als eine der besten Schulen des Landes mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet.

Aber funktioniert das nur, weil hier eben nicht alle lernen können?

So sieht es die Schulexpertin Anja Bensinger-Stolze von der Bildungsgewerkschaft GEW: „Dass es immer mehr Privatschulen gibt, liegt auch daran, dass die öffentlichen Schulen nicht so ausgestattet sind, dass sie ihre Herausforderungen bewältigen können.“ Mit steigender Beliebtheit der Privatschulen sinke aber der Druck, das öffentliche Schulsystem zu reformieren und mit mehr Geld auszustatten, sagt Bensinger-Stolze. Das mache den Trend so gefährlich. „Mehr Privatschulen führen langfristig zu noch mehr sozialer Spaltung.“ Dabei ist gerade das durch das Grundgesetz verboten.

Wird eine freie Schule vom Staat genehmigt, hat sie Anspruch auf Förderung. Wie hoch die ausfällt, entscheiden die Bundesländer selbst. In den meisten decken Privatschulen mindestens 85 Prozent der Kosten, die sie pro Schülerin oder Schüler haben, mit öffentlichen Geldern. Oder, wie Kritikerinnen und Kritiker sagen: Der Staat spart mit Privatschulen Geld.

Den Rest ihres Budgets müssen die Privatschulen selbst erwirtschaften, meist über ein Schulgeld. Im Artikel 7 des Grundgesetzes steht, dass es an Privatschulen keine „Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern“ geben darf. Heißt: Alle Kinder müssen Zugang zu Privatschulen haben. Wie soll das gehen bei Hunderten Euro Schulgeld im Monat?

In Baden-Württemberg, wo das Angell-Schulzentrum liegt, erklärt das Regierungspräsidium die Sache so: Verlangt die Schule mehr als 200 Euro

Schuldgeld monatlich, muss sie den Eltern Alternativen anbieten. Etwa dass sie sich auf Stipendien bewerben oder beantragen können, nur fünf Prozent ihres Haushaltsnettoeinkommens als Schulgeld zu zahlen. Ob Privatschulen Kindern mit kleinerem Budget mit entsprechenden Alternativen den Besuch ermöglichen, überprüfen die Schulaufsichtsbehörden. Bildungsforschende sagen, dass diese Kontrollen unzureichend sind und nicht dem Anspruch des Grundgesetzes genügen.

Am Schulzentrum in Freiburg nutzen nur sehr wenige Eltern diese „Rabatte“: Die Zahl der geförderten Schülerinnen und Schüler liegt im unteren einstelligen Prozentbereich.

Auch wenn der Zugang theoretisch möglich wäre: Kinder aus armen oder migrantischen Haushalten sind an Privatschulen viel seltener zu finden. Eben das sei auch ein Grund für den Privatschultrend, erklärt Karen Lillie vom Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln: „Viele Eltern der Mittelschicht suchen mit Blick auf die Polykrisen unserer Gesellschaft die Abgrenzung zu ärmeren Gesellschaftsschichten“, sagt die Soziologin, die zum Thema Elitenbildung forscht. Sie dächten dabei nicht an die wachsende Ungleichheit, sondern daran, wie sie ihrem Kind in unsicheren Zeiten die beste Zukunft ermöglichen. „Denen sitzt die Klassenangst im Nacken“, sagt Lillie.

Zum Trend trage außerdem bei, dass Privatschulen im Ausland etabliert seien. „Die Idee, dass nicht der Staat, sondern die Eltern für die Bildung der Kinder zuständig sind, drängt aus den USA und Großbritannien hierher“, sagt Lillie. In Großbritannien besucht die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler unabhängige oder freie Schulen. Berühmt sind Eliteeinrichtungen wie das Internat Eton, das rund 75.000 Euro im Jahr kostet und 21 von 27 britischen Premierministerinnen und Premierministern hervorbrachte.

Aber es geht auch anders. Etwa in den Niederlanden, wo 70 Prozent der Schüler und Schülerinnen auf Privatschulen gehen, die aber zu 100 Prozent staatlich finanziert werden. Und dennoch deutlich mehr Chancengleichheit bieten als deutsche Schulen. Ein Vorbild, findet Alexander Hochsprung: „Das sind vielfältige und inklusive Schul-

konzepte, die bewusst vom Staat gefördert werden.“ Das Ergebnis seien Einrichtungen, in denen Gelder schneller fließen und Entscheidungen nicht von unzähligen Stellen mitgetragen werden müssen. „So entwickelt man Lösungen, die dann auch öffentliche Schulen übernehmen können“, sagt Hochsprung.

Das können pädagogische Ansätze sein: Es waren vor allem Privatschulen, die die Kapazitäten hatten, um Ganztagskonzepte zu entwickeln, Hausaufgaben und Noten abzuschaffen, die Schülerschaft mehr mitentscheiden oder altersübergreifend lernen zu lassen. Das kann aber auch Fragen der Schulausstattung betreffen: Die kann sich das Angell selbst aussuchen, ganz im Gegensatz zu einer öffentlichen Schule. Hochsprung deutet auf einen der großen Fernseher, die hier statt der speziell für Schulen entwickelten interaktiven Tafeln im Unterricht eingesetzt werden. Laut Hochsprung spart das Angell pro Stück rund 4.000 Euro. Tatsächlich liegt der Investitionsrahmen – also das, was die Schule für Ausstattung, Um- und Ausbauten ausgeben kann – nach Angaben des Angell mit 250 Euro pro Kopf im Jahr deutlich unter den 900 Euro, die öffentliche Schulen im Schnitt ausgeben.

„Wir erreichen hier mit weniger Geld mehr“, so sieht es Hochsprung. Kritikerinnen wie Bensinger-Stolze sagen: Bei einer so homogenen Schülerschaft sei das kein Wunder. „Öffentliche Schulen nehmen alle Schülerinnen und Schüler auf, auch die, die aus benachteiligten Familien kommen und oft besonders viel Unterstützung brauchen“, sagt Bensinger-Stolze. Denen sei mit der Förderung schicker Privatschulen nicht geholfen.

Schulen wie das Angell profitieren von den Problemen im öffentlichen Bildungssystem, verursacht haben sie sie aber nicht. „Auch öffentliche Schulen können exklusiv sein, wenn sie in reichen Nachbarschaften stehen“, sagt die Soziologin Lillie.

Wer sich für eine „Schule für alle“ starkmache, müsse über die „Stadt für alle“ nachdenken. Darüber, dass Eltern umziehen, um ihre Kinder in besseren Gegenden zur Schule zu schicken. Dass sich Kinder aus unterschiedlichen Milieus weder auf der Straße noch in der Schule begegnen. ➔

Und oben der Krieg



Weil Russland die Stadt bombardiert,
ziehen Charkiws Schulen in U-Bahn-Stationen.
Wie lernt man sechs Meter unter der Erde?

„Wenn die Bomben kommen, rennen wir in den Bunker“, sagt Yaroslav und nimmt einen Schluck heiße Schokolade. Er sitzt in einem Café in der Innenstadt von Charkiw und erzählt vom Krieg, genauer: vom Schulunterricht im Krieg. Der 13-Jährige besucht eine Privatschule, die versucht, Normalität in einen Alltag zu bringen, der schon lange keiner mehr ist.

2014 besetzte Russland Teile der Ostukraine. Vor drei Jahren begann die russische Armee dann den Krieg gegen die gesamte Ukraine. Seitdem ist Charkiw im Nordosten, 30 Kilometer vor der Grenze zu Russland, extrem umkämpft. Erst kamen Bodentruppen, dann Drohnen, Raketen und Gleitbomben, zwischenzeitlich drängten ukrainische Truppen die russischen zurück, bevor die wieder zum Großangriff ansetzten. Bis zum Frühjahr 2025 hat weder die eine noch die andere Seite an der Front große Geländegewinne gemacht. Fast täglich gibt es Angriffe.

Yaroslav ist eines der wenigen Kinder in der Stadt, die noch eine überirdische Schule besuchen können: Die staatlichen Schulen unterrichten nur noch online oder unter der Erde, in Metrostationen und eigens errichteten Bunkeranlagen.

Neben Yaroslav sitzt Hanna Svetlova, seine Mutter. „Eigentlich sollte mein Sohn seit einer Stunde beim Fußballtraining sein“, sagt sie. Aber das wurde abgesagt, Bombenalarm. Dreimal die Woche geht Yaroslav auf eine Privatschule in der Innenstadt, zwei Tage lernt er zu Hause im Onlineunterricht, damit andere in Präsenz lernen können: Der Bunker der Schule bietet im Ernstfall zu wenig Platz für alle. „Der überirdische Unterricht ist gefährlich“, sagt Svetlova. Sie wolle aber nicht mitten im Krieg eine neue Schule für ihn suchen, mit neuen Kindern und neuen Lehrkräften.

Durch den Krieg, sagt Yaroslav, habe er viele Freunde verloren. Einige sind ins Ausland geflohen, andere sind geblieben, dürfen aber nur noch selten raus. Sich immer nur online zu sehen zermürbe, sagt Yaroslav, es verändert Men-



schen, auch ihn: „Als der Krieg ausbrach, war ich noch ein Kind.“ Heute begreife er, was hier passiere. Das Heulen der Sirenen, das Maschinengewehrfeuer der Flugabwehr, die Explosionen. Yaroslav sagt, er habe keine Angst mehr. „Ich habe mich daran gewöhnt.“

Eine schnelle Gehminute von Yaroslav und dem Café entfernt, in der U-Bahn-Station der Universität, liegt die erste unterirdische Metroschule Charkiws. Die Stadt unterhält fünf solcher U-Bahn-Schulen und hat eine eigene Bunkerschule gebaut. Zwölf weitere sind geplant. Von den ehemals rund 100.000 schulpflichtigen Kindern leben laut der Charkiw-Schulbehörde noch 53.000 in der Stadt, gut 6.300 besuchen eine Untergrundschule.

Hinter Türen, vor denen Sicherheitskräfte stehen, läuft der Matheunterricht. Hanna ist acht Jahre alt, hat große Augen, einen Zopf, der ihre dunklen Haare zusammenhält, und Stecker aus roten Herzen an beiden Ohren. Sie spricht schnell, sie hat große Pläne, also viel zu erzählen. Wenn sie älter ist, wolle sie Gymnastiktrainerin werden. Hanna übt drei Stunden lang an vier, manchmal fünf Tagen die Woche, damit sie Gymnastikchampion werden und Olympia gewinnen kann.

Schüler wie Yaroslav (unten) machen sich großen Druck: In weiten Teilen der Ukraine ist es ein Privileg, überhaupt in Präsenz unterrichtet zu werden. Dem wollen sie gerecht werden



Einen normalen Schulalltag hat sie nie erlebt: Erst kam die Pandemie, dann der Krieg. Sie mag die Metroschule, weil es hier sicher sei und andere Kinder neben ihr sitzen. Herumrennen würde sie schon gerne in den Pausen, aber wie soll das gehen: Die Schule hat keinen Pausenhof. Nur einen langen Gang mit sieben schmalen Klassenräumen auf der einen und abgeklebten Fensterscheiben auf der anderen Seite. Unterhalb der Scheiben warten Menschen auf ihre U-Bahn. Der Boden vibriert, wenn ein Zug einfährt.

Neben Hanna lernt Kataryna. Sie sitzt aufrecht auf ihrem kleinen Stuhl und schaut streng. In den Malunterricht gehe sie besonders gerne, sagt Kataryna, denn dabei dürfe sie Musik hören. Die Musik und das Malen beruhigen sie. Am liebsten pinselt sie Bilder vom Meer und von Seen mit Bäumen an den Ufern und Blättern an den Zweigen. Wenn sie groß ist, sagt Kataryna, möchte sie ans Meer ziehen oder an einem See wohnen. „Dann kann ich das Fenster aufmachen, es ist still draußen, und ich werde die Bäume und das Wasser malen.“

Angst habe sie vor großen Höhen und vor den „boom booms“, wie sie die Raketen und Drohnen nennt. Eines Nachts, sagt Kataryna, im Frühjahr, sei sie aufgewacht, als die Sirenen heulten. Durchs Fenster habe sie einen hellen Lichtschein gesehen, der vom Himmel stürzte. Dann krachte es laut, die Luft zitterte. Kataryna rannte zu ihrem Vater, der sie in die Arme nahm. Ein „boom boom“, sagte sie, sei vor ihrem Haus eingeschlagen. „Papa meinte, es wird alles gut.“

Vor Hanna und Kataryna, an einem großen Bildschirm, der als Tafel dient, steht Svitlana Povarchuk, die Klassenlehrerin. Zweimal die Woche trifft sie ihre Klasse in der Metroschule, an den restlichen Tagen gibt sie Mathe, Geschichte oder Geografie im Onlineunterricht. An dem nehmen auch ukrainische Kinder teil, die ins Ausland geflohen sind.

Der Krieg habe die Kinder verändert, „sie benehmen sich älter, als sie sind“, sagt Povarchuk. Sie erzählt von Kataryna, die morgens pünktlich zur Schule erschien, trotz der Rakete, die nachts um drei im Nachbarhaus eingeschlagen war, und erklärte, der Krieg werde sie nicht hindern, der Unterricht sei wichtig für sie. „Das sind Drittklässler“, ruft Povarchuk. „Die sollten spielen, toben, Kinder sein, sorgenlos. Der Krieg raubt ihnen diese unbeschwerte Zeit.“

Povarchuk merkt, dass es den Kindern zunehmend schwerfällt, sich über längere Zeit zu konzentrieren. Sie sitzen zu viel: zu Hause, im Bus, in der Schule. „Es gibt kaum noch Möglichkeiten, sich in oder nach der Schule auszutoben, dem Hirn eine Pause zu gönnen, um den Unterrichtsstoff zu verarbeiten.“ Povarchuk versucht zu helfen. Sie lässt die Kinder zwischen zwei Aufgaben Hampelmänner machen, gibt in den Ferien online Nachhilfe.

Russisch und Sport sind seit dem russischen Überfall gestrichen. Unterirdisch ist kein Platz für Sportunterricht, und die Sprache des Angreifers will hier niemand lernen. Povarchuk bespricht regelmäßig mit den Kindern, wie sie sich bei Angriffen schützen können, wo sie Deckung finden und dass man nicht zu lange an der Bushaltestelle warten sollte. Sonst sei vieles wie vor dem Krieg, sagt Povarchuk, derselbe Stoff, dieselben Tests, sie benote auch nicht weniger streng.

Am Ende des Gangs sitzt Liudmyla. Hinter ihr ein Schrank mit Medikamenten in Glasfläschchen und ein Verbandskasten. Ihren Nachnamen möchte Liudmyla nicht verraten: Ihr Sohn diene im Militär, und sie wolle ihn nicht gefährden. Seit zehn Jahren arbeitet die 68-Jährige als Schulkrankenschwester. Aber seit drei Jahren kommen kaum noch Kinder.

Vor dem Krieg, sagt Liudmyla, seien die Kinder durch die Schulgänge und den Garten gerannt. Fiel eines hin, schnitt sich jemand, half Liudmyla: Sie tupfte Desinfektionsmittel auf abgeschürfte Haut, verband Knöchel, klebte Pflaster. Inzwischen, sagt sie, seien die Kinder verschlossener, nur noch vereinzelt renne einer durch den Gang, niemand fällt mehr hin.

Mehrmals die Woche besucht Liudmyla ihre alte Schule, die an einer Straßenkreuzung liegt, einsam zwischen den Panzersperren aus Beton und Sandsäcken, die zu Mauern aufgetürmt sind. Liudmyla schneidet die Büsche im Schulgarten, putzt die Fenster und wischt den Boden im Schulhaus. Am Chaos draußen kann sie nichts ändern, aber hier drin soll alles sauber bleiben. „Stell dir vor, morgen ist der Krieg vorbei, die Kinder kommen, und die Fenster sind dreckig.“ Das, sagt sie, dürfe auf keinen Fall passieren. ➔



Wenn sie groß ist, will Kataryna ans Meer ziehen oder an einen See. Hauptsache, Stille



Die Sitzordnung zwang unsere Autorin neben Weirdos und Unbekannte. Was für ein Glück

Erste Klasse. Die Viertklässler führen Rolf Zuckowski auf, „Vogelhochzeit“. Ich klammere mich an meiner Schultüte fest, gucke, wie sie singen und durch die Turnhalle flattern, ängstige mich vor dem Moment, in dem die 1b aufgerufen wird. Im Klassenzimmer steht ein Schild mit meinem Namen auf einem Pult, auf dem daneben: Leo. Einer der wenigen Jungs, die ich nicht aus dem Kindergarten kenne. Leo sieht aus wie ein gekochter Hummer, ein gottloser Sonnenbrand pelzt sich von seinem Gesicht. Wir wechseln keinen Blick.

Fünfte Klasse. Auf einmal muss man einen iPod haben und nachts mit Jungs auf SchülerVZ schreiben, die man tagsüber kichernd ignoriert. Unser Lehrer will die Problemjungs mit einer neuen Sitzordnung brechen. Meine Freundin und ich klammern uns aneinander, quietschend. Ich lande trotzdem zwischen Vicky, die Ponyromane liest und fies Nägel kaut, und Mona, die kaum spricht.

Elfte Klasse. Immer müde, immer zu spät. Die erste Stunde im neuen Französischkurs. Ein einziger Platz ist frei, neben Julie aus der Parallelklasse, die nur mit Jungs rumhängt. Sie interviewt mich direkt



zu meiner Haarpflegeroutine. Welches Shampoo?, flüstert sie. Und wie lange die Spülung einwirken lassen? Und bestimmt doch eine spezielle Bürste?

Die Sitzordnungen zwangen mich neben Unbekannte. Und brachten so Menschen in mein Leben, die ich gesucht hatte, ohne es zu wissen. An das Schicksal muss man glauben, dem Zufall muss man Platz lassen. Daran erinnern mich diese Freundschaften: mit Leo, der mir in den Ferien Postkarten schrieb mit Schneemännern drauf. Mit Mona und Vicky, die mich mit Hüpfspielen und Diddl-Karten auf dem Pausenhof davor retteten, zu früh erwachsen zu werden. Mit Julie, die ich bis heute anrufe, wenn nichts mehr geht.

Clara Hellner





„Auf einer Skala von eins bis zehn, wie wohl fühlt ihr euch in der Schule?“, fragt Stefan Grünewald. „Neun“, sagt der Junge zu seiner Linken und schiebt seine Brille die Nase hoch. „Sechs“, sagt ein Mädchen mit lila Pudelmütze. Rechts von Grünewald wippen die Sneaker eines Mädchens unablässig auf einem Basketball. „Sie waren schon lange nicht mehr hier“, sagt sie. „Können Sie öfter kommen?“

Dienstags in der dritten Stunde ist eigentlich Mathe angesagt für die 5a. An diesem Januarmorgen sitzen die Schülerinnen und Schüler aber im Stuhlkreis und besprechen, wie es ihnen geht. Zwischen ihnen: Sarah Dickmeis und Stefan Grünewald, die beiden Mental Health Coaches der Alexander-von-Humboldt-Schule in Viernheim, nordöstlich von Mannheim. Studien zeigen, dass die Pandemie, Kriege und Zukunftsängste Kinder und Jugendliche psychisch enorm belasten. Laut der groß angelegten COPSy-Studie (COrona und PSYche) leidet jeder fünfte Befragte unter psychischen Auffälligkeiten und Angstsymptomen. Damit ist die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen auch Jahre nach der Pandemie deutlich schlechter als davor. Das Bundesfamilienministerium hat einen Modellversuch aufgesetzt: Seit Sommer 2023 arbeiten Mental Health Coaches an 125 Schulen, ein Anfang.

In Workshops und Einzelgesprächen sollen Dickmeis und Grünewald für psychische Gesundheit sensibilisieren, Vorurteile gegenüber mentalen Erkrankungen abbauen und Probleme erkennen, bestenfalls, bevor sie entstehen.

Eine halbe Stunde später sitzen ein Mädchen und ein Junge der 5a Rücken an Rücken. Auf die Tische vor ihnen haben Dickmeis und Grünewald bunte Bauklötze gekippt. „Jetzt einen gelben Turm bauen“, sagt das Mädchen. Der Junge stellt einen gelben Stein auf. Jetzt eine blaue Brücke, dann ein grünes Dach, erklärt sie, und er baut auf, ohne sich umzudrehen. „Fertig“, sagt Grünewald und fragt in die Runde: „Was hätten die beiden anders machen können?“ Ein Mädchen reißt den Arm hoch: „Er hätte mehr nachfragen können.“ Durch diese Übung würden die Fünftklässler lernen, dass sie immer fragen können, wenn sie etwas nicht verstehen, wird Dickmeis später erklären.

Ihre Armbanduhr zeigt 10.53 Uhr. Die Mental Health Coaches sitzen an ihren Schreibtischen. Am Schuleingang links, am Ende des Flurs, die Schülerinnen und Schüler können jederzeit kommen, wenn sie reden wollen. „Wir sind sehr froh, dass wir hier ein eigenes Büro haben“, sagt Dickmeis.

Sie ist 40, Grünewald 54. Seit sieben Jahren arbeiten beide als Sozialarbeiter an der Gesamtschule. Als die Diakonie sie im Herbst 2023 fragte, ob sie Mental Health Coaches werden wollen, hätten sie sofort zugesagt. Voraussetzung war ein Studium der Psychologie, Sozialen

Sorgen, Ängste und Stress nehmen bei Jugendlichen zu. An Schulen sollen Mental Health Coaches vorbeugen. Wie funktioniert das im Alltag?

Arbeit oder Pädagogik, viele Coaches haben Zusatzausbildungen. Dickmeis ist Fachberaterin für Psychotraumatologie, Grünewald Antiaggressions-Coach.

Zu Beginn des Schuljahres hätten sie erst mal alle fünften Klassen besucht, erzählt Grünewald: erklären, wer sie sind und wo ihr Büro ist. Sie kommen auf Wunsch der Lehrkräfte, wenn Einzelne immer wieder stören oder ganze Klassen zu unruhig sind, um unterrichtet zu werden. Und sie geben Workshops: wie man Social Media nutzt, ohne dass es auf die psychische Gesundheit schlägt, wie man mit Konflikten umgeht oder mit Nacktbildern, die rumgeschickt werden.

11.30 Uhr, die Schulglocke läutet, eine siebte Klasse lässt sich auf die Stühle fallen. Das letzte Mal waren Dickmeis und Grünewald vor acht Monaten hier. Damals haben sie in Übungen erarbeitet, wie sich die Realität im Internet vom echten Leben unterscheidet und dass viele Fotos dort Fake sind. Grünewald fragt: „Wie geht’s euch? Und hat sich an eurem Social-Media-Konsum etwas verändert seit dem letzten Mal?“ Ein Junge

erzählt, dass er inzwischen tatsächlich mehr draußen sei und weniger am Smartphone. Bei anderen hat sich nicht so viel getan. „Mir geht’s nicht gut, Mathe war schlecht“, sagt ein anderer und schaut zu Boden. „Magst du morgen mal zu uns ins Büro kommen?“, fragt Grünewald. Der Junge nickt.

Dass mentale Gesundheit wichtig ist, sei der Schülerschaft hier sehr bewusst, sagt Grünewald, zurück im Büro. „Sie sagen aber nicht: ‚Ich habe ein psychisches Problem‘“, sagt Dickmeis. „Die sagen: ‚Ich reiße mir den Arsch auf, lerne zwei Wochen für eine Arbeit, und in der Prüfung ist der Kopf leer. Wieso?‘“, sagt Grünewald und beißt in sein Franzbrötchen. Die Schülerinnen und Schüler erzählen ihnen von Familien, die sich zerstreiten, von Eltern, die zu viel Druck machen, und von der Angst, morgens in den Schulbus zu steigen. Sehen Dickmeis und Grünewald Anzeichen einer Depression oder tiefgehende Probleme in der Familie, vermitteln sie an die Schulpsychologin. Die kommt einmal im Monat an die Schule.

„Die Jugendlichen haben heute mehr zu bewältigen als zu meiner Zeit“, sagt Dickmeis. „Wir sehen ja, was in der Welt passiert. Social Media konfrontieren die Kinder viel direkter damit.“ Auf die Krisen draußen, auf den Krieg in der Ukraine oder die Bilder aus Gaza könne und müsse man die Kinder vorbereiten. „Wir wären auch ohne diese Krisen nicht arbeitslos“, ergänzt Grünewald. Wie sie den Schulalltag verändern würden? Im Lehrplan müsse mehr Platz sein für mentale Gesundheit, und die individuellen Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler sollten stärker berücksichtigt werden. „Kann doch nicht sein, dass nur Mathe, Deutsch und Physik aneinandergereiht werden“, sagt Dickmeis.

Die Universität Leipzig hat das Mental-Health-Coaches-Programm untersucht. Laut dem Gutachten wünschen sich 90 Prozent der befragten Schüler und Schülerinnen, dass die Coaches bleiben. Im Sommer endet die Förderung für das Programm aber erst mal. Dickmeis schüttelt den Kopf. „Es ist allerhöchste Zeit, dass es Coaches wie uns dauerhaft an allen Schulen gibt.“

Gegen 16 Uhr fahren die beiden nach Hause. Am nächsten Tag wird der Junge mit den Matheproblemen an ihre Bürotür klopfen. ➔

Frau Hassan

Sie hält den Umschlag in den Händen. Deutschnachweise, Zeugnisse, Notenübersichten, Übersetzungen, Kopien, Beglaubigungen und: ein persönlicher Brief. Den hat die Verwaltung nicht verlangt. Geschrieben hat ihn Leylan Hassan trotzdem. Dass sie in Syrien jahrelang Lehrerin war, steht darin, wie sehr sie den Beruf geliebt hat und wie gerne sie wieder als Lehrerin arbeiten möchte, hier, in Berlin. Vielleicht überzeugt der Brief irgendwen hinter der Fassade des Gebäudes, denkt Hassan. Sie schiebt den Umschlag in den Briefkasten und lässt los.

Das ist im September 2022. Hassan, 40, erinnert sich an den Moment vor der Berliner Behörde. Ewig hat es gedauert, alle Dokumente zu besorgen. Teuer war es. Und Unterlagen einfach einzuwerfen ist nicht der übliche Weg zurück in die Schule. Aber vom üblichen Weg hat Hassan genug: Mehr als fünf Jahre ist sie damals in Deutschland, fünf Jahre, in denen sie versucht, an eine Schule zurückzukehren, aber in Beratungsstellen und auf dem Arbeitsamt wieder und wieder denselben Satz hört: „Sie werden in Deutschland niemals Lehrerin.“ Ihr syrischer Abschluss wird nicht als gleichwertig anerkannt, ihr Deutsch reiche nicht aus. „Da habe ich irgendwann gesagt: Gebt mir meine Unterlagen, ich gehe selbst zur Senatsverwaltung.“

Während Leylan Hassan zurück an die Schule möchte, suchen die Schulen dringend Lehrerinnen und Lehrer. Laut der Kultusministerkonferenz fehlten 2024 bundesweit gut 17.300, bis 2030 würden rund 55.000 zusätzliche Kräfte benötigt. Forschungsinstitute rechnen mit einem noch viel größeren Mangel.

Der hat verschiedene Gründe. In vielen Bundesländern gehen bald besonders viele Lehrkräfte in den Ruhestand. Immer weniger Menschen fangen ein Lehramtsstudium an, und fast die Hälfte der Studierenden bricht die Ausbildung wieder ab. Auf der anderen Seite wächst der Bedarf: Durch Zuwanderung kommen Zehntausende Schülerinnen und Schüler mehr an die Schulen.

Es ist nicht das erste Mal, dass es in Deutschland zu wenige Lehrkräfte gibt. Über die vergangenen Jahrzehnte haben sich Mangel und Überangebot immer wieder abgewechselt. Um den Bedarf an Lehrerinnen und Lehrern zu decken, müssen viele Faktoren berücksichtigt werden, zum Beispiel die Geburtenentwicklung, Zuwanderungsprognosen, welches Studium junge Menschen wählen und warum. Die Rechnung ist komplex und vielerorts nicht aufgegangen.

Deshalb werden viele Menschen aus anderen Berufszweigen eingestellt: Mittlerweile hat gut jede zehnte neu eingestellte Lehrkraft an Regelschulen keine klassische Lehramtsausbildung. Zwischen den Bundesländern variiert die Quote der Personen, die im sogenannten Seiten- und Quereinstieg an die Schulen kommen, stark: In Bayern geht ihr Anteil gegen null, in Sachsen-Anhalt liegt er bei über 50 Prozent.



ist zurück

Viele sehen gerade die hohe Zahl der Seiteneinstiege kritisch. Quer eingestiegene Lehrkräfte holen ihr Referendariat nach, Seiteneinsteigerinnen und Seiteneinsteiger nicht. Es gibt keine einheitlichen Regeln, welche Qualifikation sie mitbringen müssen. Und noch keine repräsentativen Untersuchungen, welche Auswirkungen sie auf die Unterrichtsqualität haben. Selbst wenn Seiteneinsteiger fachlich gut seien, fehle ihnen womöglich pädagogisches und didaktisches Wissen, das sich Lehrkräfte sonst in Studium und Referendariat holen, so die Kritik.

Ein anderer Weg, dem Lehrkräftemangel zu begegnen, ist der, den Leylan Hassan gehen wollte: die Anerkennung ausländischer Abschlüsse als Lehrkraft. Laut dem Bildungsministerium ist die eher die Ausnahme: Nur 14 Prozent der ausländischen Qualifikationen werden in Deutschland als

Deutschland sucht fieberhaft Lehrkräfte, *Leylan Hassan* fieberhaft einen Job als Lehrerin. Eine komplizierte Geschichte

gleichwertig akzeptiert. Die Anforderungen sind hoch, manche Bundesländer verlangen ein Studium in zwei Fächern, was in vielen anderen Ländern wie Syrien oder der Ukraine nicht üblich ist. Deutsch müssen Lehrerinnen und Lehrer aus dem Ausland beherrschen wie ihre Muttersprache.

Leylan Hassan weiß, wie wichtig die Sprache ist. Seit ihrer Ankunft 2017 pauken sie und ihr Mann Deutsch, obwohl sie damals nicht wissen, ob sie in Deutschland bleiben dürfen. Neben den Sprachkursen schreibt Hassan Anträge, lässt sich beraten, versucht, Behörden zu überzeugen. „Ich habe so viele E-Mails, Anträge und Briefe geschrieben, manchmal bis Mitternacht. Ich mache meinen Laptop auf, und meine Finger schreiben von allein.“

Die deutschen Behörden kann sie verstehen. Es sei wichtig, dass es hohe Anforderungen für alle Lehrerinnen und Lehrer gibt. „Wir sind verantwortlich für sehr viele Kinder. Wir beeinflussen ihre Zukunft.“ Deutschland solle nicht die Standards heruntersetzen, sondern das System verändern. Einige Bundesländer fahren spezielle Programme für internationale Lehrkräfte. In NRW gibt es beispielsweise „Lehrkräfte Plus“, das Lehrerinnen und Lehrer mit Fluchtgeschichte innerhalb eines Jahres weiterbildet und auf den Unterricht vorbereitet. Zentral ist dabei ein Schulpraktikum. Das findet Leylan Hassan besonders gut. „Über Praktika könnten Interessierte nach ihrer Ankunft schnell an die Schulen gehen, ihr Deutsch verbessern, von den Lehrerinnen und Lehrern lernen und sie irgendwann unterstützen.“

Mehr als zehn Jahre arbeitete Hassan in der Stadt al-Hasaka, ganz im Nordosten Syriens, als Mathe- und Informatiklehrerin. An syrischen Schulen gehe es strenger zu, sagt Hassan, Lehrerinnen und Lehrer seien in der Gesellschaft sehr geachtet. „Im Unterricht darf niemand einfach sprechen, und wenn der Lehrer hereinkommt, stehen die Kinder auf.“ Ihr Schultag begann um 7.30 Uhr im Hof, wo sich Klassen und Lehrkräfte aufreichten. Montags ertönte die Nationalhymne. Ihre Unterrichtsvorbereitungen musste Hassan morgens von der Schulleitung unterschreiben lassen.

Als 2011 der Bürgerkrieg ausbrach, wollte Leylan Hassan Syrien auf keinen Fall verlassen. „Das ist unser Heimatland. Wir haben versucht, es dort auszuhalten.“ Bis 2015 der Islamische Staat (IS) die Stadt erreicht. An Newroz, dem kurdischen Neujahrsfest, explodiert eine Autobombe. Hassans Bruder wird schwer verletzt. Noch am selben Tag flieht die Familie über die Grenze in den Irak.

Zwei Jahre harren sie mit zwei kleinen Kindern in einem Zeltlager für Geflüchtete aus, bevor sie weiterkönnen, nach Deutschland. Die Jahre nach ihrer Ankunft vergehen, Hassan, ihr Mann, und die Kinder können die Gemeinschaftsunterkunft verlassen und eine Wohnung beziehen. Ihr Mann, der in Syrien Kinderkrankenpfleger war, schult auf Friseur um, und sie bekommen ihren dritten Sohn. Heute haben sie alle die deutsche Staatsbürgerschaft.

Wenn sie morgens in der Küche der neuen Wohnung das Frühstück vorbereitet, platziert Leylan Hassan ihr Handy auf der Fensterbank oder auf dem Tisch. Der kleine Bildschirm zeigt ihre Eltern, die per Videocall von zu Hause in al-Hasaka zugeschaltet sind. Mal sagt jemand etwas, oft auch nicht. „Meine Eltern wollen nicht die ganze Zeit reden, sie wollen ihre Enkel aufwachsen sehen“, sagt Hassan. „Sie wollen dabei sein.“ Wenn sie auflegen, sagen ihre Eltern „Tschüss“ – auf Deutsch.

März 2023. Ein halbes Jahr nachdem Hassan ihren Brief zur Behörde gebracht hat, erreicht sie eine Antwort des Senats: Sie dürfe grundsätzlich als Vertretungslehrerin an einer Grundschule arbeiten. Geeignete Stellen gebe es allerdings gerade nicht. Wieder geht Hassan den direkten Weg. Sie kontaktiert die Grundschule um die Ecke und erfährt: Dort brauchen sie Verstärkung für die Willkommensklassen.

Leylan Hassan soll Kinder unterrichten, die kein Deutsch können, in ihrem Herkunftsland nicht lesen und schreiben gelernt haben. Sie spricht Kurdisch, Arabisch, Englisch und Deutsch. Sie weiß, wie es ist, zu fliehen, wie es ist, fremd in Deutschland anzukommen und in einer Sammelunterkunft zu leben. Sie weiß, wie außerirdisch Briefe der Schulbehörden oder Materiallisten (2 Hefte A4, kariert, 7 mm, 32 Blatt) für geflüchtete Eltern klingen.

Im Sommer 2023 ist es so weit. Nach acht Jahren gibt Hassan ihre erste Mathestunde. In Klamotten, die sie in Syrien wohl nicht zur Schule getragen hätte: zu leger. Und an einer Tafel. „In Syrien würde mir niemand glauben, dass ich in Deutschland noch mit Kreide unterrichte.“

In der Pause nach ihrer ersten Stunde hält sie es nicht aus. Sie holt ihr Handy raus, 2.800 Kilometer südöstlich klingelt es bei ihren Eltern. „Es hat geklappt. Ich bin jetzt Lehrerin, in Deutschland“, sagt Leylan Hassan und kann es selbst kaum glauben.

Viele Schulgebäude befinden sich in einem erbärmlichen Zustand



würd hier nicht noch mal kacksn

WAPPEN-GRAFIK KÖNNTE FESTER SEIN

HIER WOHNÄ

TRITT NÄHER, ER IST NICHT SO LANG, WIE DU DENKST.

Ein Viertel der Berliner Schülerinnen und Schüler isst und trinkt weniger, um nicht aufs Schulklo zu müssen.

Die Sportanlagen im Land müssten mit mindestens 31 Milliarden Euro saniert werden. Allein in Köln ist derzeit jede sechste Turnhalle gesperrt.



ff+z



GOETHE SMELT AUF SCHILLEA

RUDI VOIT! DIET!



JUSTIN



2x2=5

LANGSAMER

was ist mit mir?

BOFF



HASSELN

PLU 100

LÖSE
SEIM
PILLER

HER
EARTH

Knapp 55 Milliarden Euro
würde es kosten, die Schulgebäude
im Land instand zu setzen.

PERIODE

Anscheinend möchten
Sie kacken.
Brauchen Sie Hilfe?
 Ja Nicht mehr
anzeigen

BE WARE OF LIMBO-DANCERS



X X X X
X X X X
O O O O

Keine Wurst als Film:
FAST & THE FURIOUS
THE EXORCIST
Nightmare before Christmas
28 days later
ANACONDA
DUMM! DUMM!

SABINE

Hier sitzt sie und
drückt mit allen
Kräften den Pumpen
für die Luftverfrachtung

Viele Schulen stehen seit den 1960er-
und 1970er-Jahren oder sogar schon
seit der Kaiserzeit.

TOILET

Schulhöfe, ein Ort zum Entspannen?
Die Hälfte der Schülerinnen und Schüler
sagt: Nein.

PROB IM
URFRAGEN
K K

DON'T BEEM ME UP SCOTTY,
I'M TAKING A SH



Wir treffen uns um 7 Uhr, und Chip bringt das Blut

Text: Patrick Witte
Fotos: Lindsay Morris

Knapp drei Stunden, bevor es losgeht, braucht er nur noch eins: Blut. Wie ein Chemiker beugt sich John „Chip“ Bancroft, Anfang 60, Basecap, Poloshirt, über einen Klapp Tisch und rührt in einer breiigen Masse. Vor ihm Tupperdosen, eine Anderthalb-Liter-Flasche Schokoladensirup, Spülmittel und zerdrückte Eierschalen, die wie echte Knochensplinter aussehen. Denn darum geht es. Alles soll möglichst realistisch wirken beim Horrorszenario, das Chip an diesem vorletzten Wochenende der Sommerferien geplant hat: einem Amoklauf an einer Schule.

Wenn die Rettungskräfte und Polizisten am Tatort eintreffen, soll Chips Szenario sie überwältigen. Logistisch. Psychologisch. „Ich will den ‚Ach du Scheiße, was ist hier los?‘-Ausdruck auf ihren Gesichtern sehen“, sagt Chip.

Es ist einer der größten Albträume: Amokläufe. Besonders an Schulen. Politik, Polizeibehörden und Eltern in den USA nehmen immer größere Anstrengungen auf sich, geben Milliarden US-Dollar für Sicherheitsmaßnahmen aus. Aber die Zahl der Vorfälle nahm in den vergangenen Jahren dramatisch zu. 2024 kam es laut der Datenbank K-12 School Shooting zu

Achtung, Achtung: Das ist eine Übung. Denn in den USA rüsten sich die Schulen gegen Amokläufe

331 Vorfällen mit Schusswaffen an US-Schulen, darunter auch Selbstmorde und Auseinandersetzungen mit Waffengewalt.

Das Recht auf Waffenbesitz ist in der US-amerikanischen Verfassung festgehalten und für viele Landsleute ein unveräußerliches Freiheitsrecht. In vielen Bundesstaaten darf man mit 18 Jahren eine Waffe kaufen. In lediglich sechs ist das offene Tragen von Waffen verboten, in 38 Bundesstaaten braucht man für eine Handfeuerwaffe nicht mal eine Lizenz oder eine Registrierung. Und so vollziehen sich nach Amokläufen mittlerweile eingeübte Rituale: Hinterbliebene trauern und fordern schärfere Waffengesetze, Politiker senden „thoughts and prayers“, und alles bleibt, wie es ist.

Die Fotos zeigen ein Amoktraining in Greenport, New York, einem Nachbarort von Mattituck. In vielen Bundesstaaten sind solche Übungen Standard, in manchen sogar gesetzlich vorgeschrieben





kurz nach dem Amoklauf an der Sandy Hook Elementary School. In Newtown, einer Kleinstadt 80 Kilometer nördlich, war ein 20-Jähriger mit dem Sturmgewehr seiner Mutter in seine ehemalige Grundschule eingedrungen und hatte 20 Schulkinder und sechs Schulangestellte erschossen. Chip bekam eine Anfrage aus Greenport, einer Nachbargemeinde von Mattituck: Ob er ein Übungsszenario für den Amoklauf an einer Schule entwickeln könne?

Nachdem Chip den Helfern das Blut zum Schminken gebracht hat, verteilt er Sonnencreme und Wasserflaschen und erinnert die Helfenden, die Opfer mit den schwersten Verletzungen am Zugang zum Sportfeld zu platzieren. Er blickt über die weite Rasenfläche. Plötzlich ein dumpfer Knall. Dann noch einer, wie von Silvesterböllern, und Schreie. Chip schaut auf die Uhr. 9.45 Uhr. Er wählt die 911.

Am Rand des Innenfeldes liegt ein Teenager auf dem Rücken, die Beine ausgestreckt, seine Nase wirkt wie in Ketchup getaucht. Nur die Nasenlöcher sind noch zu erkennen. „Helft mir, wo bleibt ihr, es tut so weh“, schreit er. Laut, aber nicht zu oft, so wie es ihm die laminierte Karte auf seiner Brust vorgibt. Zwischen seinen Schreien hört er eine andere Stimme, die über das Feld kommt und geht wie eine Brandung. Im Geplärre der Walkie-Talkies, den Rufen und Wehklagen der anderen Verwundeten sticht sie heraus: „Come on, ihr seid verletzt, schreit, ruft, macht es so realistisch wie möglich!“ Und wieder schreit Wyatt Nicholas Race, 17 Jahre, mit zusammengekniffenen Augen den tiefblauen Himmel an.

Laut dem Gun Violence Archive starben 2024 in den USA rund 17.000 Menschen durch Schusswaffen (ohne Suizide). Unter Jugendlichen sind sie die häufigste Todesursache vor Krankheiten und Verkehrsunfällen

„All die Diskussionen helfen nicht“, sagt Chip. „Ich kann mich nicht um Politik kümmern, aber um die Sicherheit unserer Kinder.“ Während er in seinem Blutbrei rührt, steigen die ersten Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Übung aus den Autos ihrer Eltern.

An der Mattituck High School auf Long Island, New York, wollen sie an diesem Augustmorgen folgendes Szenario simulieren: Während eines Spiels auf dem Softballfeld gibt es nacheinander zwei Explosionen. Ein fiktiver Attentäter eröffnet das Feuer, verletzt Spieler und Zuschauer und verschanzt sich im Schulgebäude. Während die Polizei in einem Nebengebäude die Verfolgung des Attentäters übt, konzentriert sich Chips „Operation Local Tragedy“ auf die Opfer. An ihnen sollen heute Behörden und Rettungskräfte geschult werden. Wer muss zuerst versorgt werden? Wen müssen sie wegen einer lebensgefährlichen Verletzung sterben lassen, um andere Leben zu retten?

Chip weiß: Wie in so vielen kleinen Gemeinden in den USA reichen die Behandlungskapazitäten in Mattituck und Umgebung bei einem Amoklauf nicht aus, es gibt zu wenig Operationssäle und zu wenig Blutkonserven. Alle Kräfte müssen zusammenarbeiten, die Abläufe automatisch sitzen, unter Zeitdruck und potenziell traumatisierenden Bedingungen. Das geht nur mit Training.

Seine erste Amokübung plante Chip während seiner Zeit als Kommandant der freiwilligen Feuerwehr, 2013 war das,





Seine Mutter hat ihn und einen Freund an diesem Morgen aus dem Örtchen Water Mill nach Mattituck gefahren. 40 Minuten im Auto, um einen Schwerverletzten zu spielen, der um sein Leben bangt. Aus dem gesamten Norden von Long Island sind sie gekommen, ein paar Kinder von sieben, acht Jahren, aber vor allem Highschool-Schüler wie Wyatt. Er gehöre zu den Besten seiner Schule, sagt Wyatt, er sei ein Anführer. Als die Leiterin einer lokalen Jugendorganisation vor Wochen in einem Zoom-Call von der Übung erzählte, habe er gleich zugesagt. Ihn trieb die Neugierde, der Nervenzickel, aber nicht nur. Wyatt will seine Erfahrungen aus Mattituck nach den Ferien weitergeben.

Er setzt sich unter eines der Pavillonzelte. Zwischen Kaffeebechern und Donut-Tüten blühen Schusswunden. Eine Helferin tunkt einen Schwamm in das Kunstblut. Wyatt wundert sich über den Schokoladengeruch und das darin getränkte Toilettenpapier, das die Wunden matschig aussehen lässt. „Eklig, oder?“

Innerhalb von Minuten werden Kinder und Teenager zu Schwerstverletzten. Sie legen sich auf die Sitzbänke der kleinen Zuschauertribüne, kauern sich unter die Metallgerüste, Wyatt streckt sich auf das Grün des Sportfeldes. Dann knallt es auf dem Softballfeld, einmal, zweimal, und 53 junge Menschen beginnen, wie verrückt zu brüllen.

„Die Explosionen haben in mir einen Schalter umgelegt“, sagt Wyatt drei Tage später. „In der einen Minute machen wir Witze darüber, wie wir aussehen. In der nächsten liegst du auf dem Boden und schreist um dein Leben.“ Wyatt ist groß gewachsen, ein junger Mann mit kupferrotem Haar, die Gesichtszüge noch kindlich. Das kommende ist sein letztes Jahr auf der Highschool, danach geht er auf ein College. „Wir alle haben von Amokläufen gehört“, sagt er. „Welche Angst die Leute dabei haben müssen. Da hat mir die Übung die Augen geöffnet.“ Natürlich, zu Anfang habe er vor allem an sich gedacht. Wann werde ich gerettet? „Aber die Masse an Verletzten hat mir klargemacht: Es geht hier nicht um mich allein.“

Landesweit rüsten sich Schulen gegen die Bedrohung eines Amoklaufs. Der Markt für Schul- und Campussicherheit ist weitgehend unreguliert: Anerkannte Zertifizierungen gibt es ebenso wenig wie landesweite Standards. Aber die Nachfrage steigt. 2021 setzten Sicherheitsfirmen, die sonst vor allem Banken und Arenen ausstatten, mit US-amerika-

nischen Bildungseinrichtungen erstmals über drei Milliarden US-Dollar um. Laut Daten des National Center for Education Statistics haben 96 Prozent der Schulen im Land einen schriftlichen Plan, wie sie im Fall eines Angriffs vorgehen. Auch Wyatts Schule. Seit er sich erinnern kann, führt sie sogenannte Lockdown Drills durch.

Manchmal wissen sie, dass so eine Übung ansteht. Anderntags scheppert aus dem Nichts die Stimme des Rektors aus den Lautsprechern: „Lockdown, lockdown!“ Die Klassenzimmertür verriegelt sich automatisch, Lehrkräfte schließen die Fenster, ziehen Jalousien zu und schicken ihre Klassen in die toten Winkel des Raumes. Dort verharren sie bei gelöschtem Licht und stumm geschalteten Handys. Bis ein Polizist die Tür öffnet und sagt: Alles okay, ihr könnt rauskommen.

„Irre. Surreal“, nennt Wyatt diese Minuten. Laut Sicherheitsbehörden sind sie unerlässlich, um Schülerinnen und Schüler zu schützen. Fachleute halten die Übungen für potenziell traumatisierend, gerade für Kinder im Grundschulalter. Eine große Studie von 2023 bemängelt, dass sowohl fundierte Anleitungen für die Durchführung als auch Daten zur Wirksamkeit und damit die Sinnhaftigkeit solcher Lockdown Drills fehlen.

Nach dem Amoklauf von Sandy Hook 2012 hatte die National Rifle Association (NRA), eine der mächtigsten Lobbygruppen der USA, vorgeschlagen, an allen Schulen des Landes bewaffnete Wachleute einzusetzen. Der damalige Präsident Barack Obama wollte lieber die Kontrollmaßnahmen für den Waffenbesitz verschärfen. Aber das gelang ihm nicht. In den folgenden Jahren stieg die Zahl der öffentlichen Schulen mit Wachpersonal auf zwischenzeitlich 65 Prozent. In jeder zweiten Einrichtung sind zusätzlich bewaffnete Polizeibeamte präsent. Dabei belegen Studien nicht eindeutig, dass Polizeipräsenz schweren Gewalttaten an Schulen vorbeugt. Was sie belegen: In Anwesenheit von Polizistinnen und Polizisten vervielfachen sich Schulverweise und Verhaftungen, die insbesondere bei Schwarzen und lateinamerikanischen Jugendlichen zu einer Frühkriminalisierung führen.

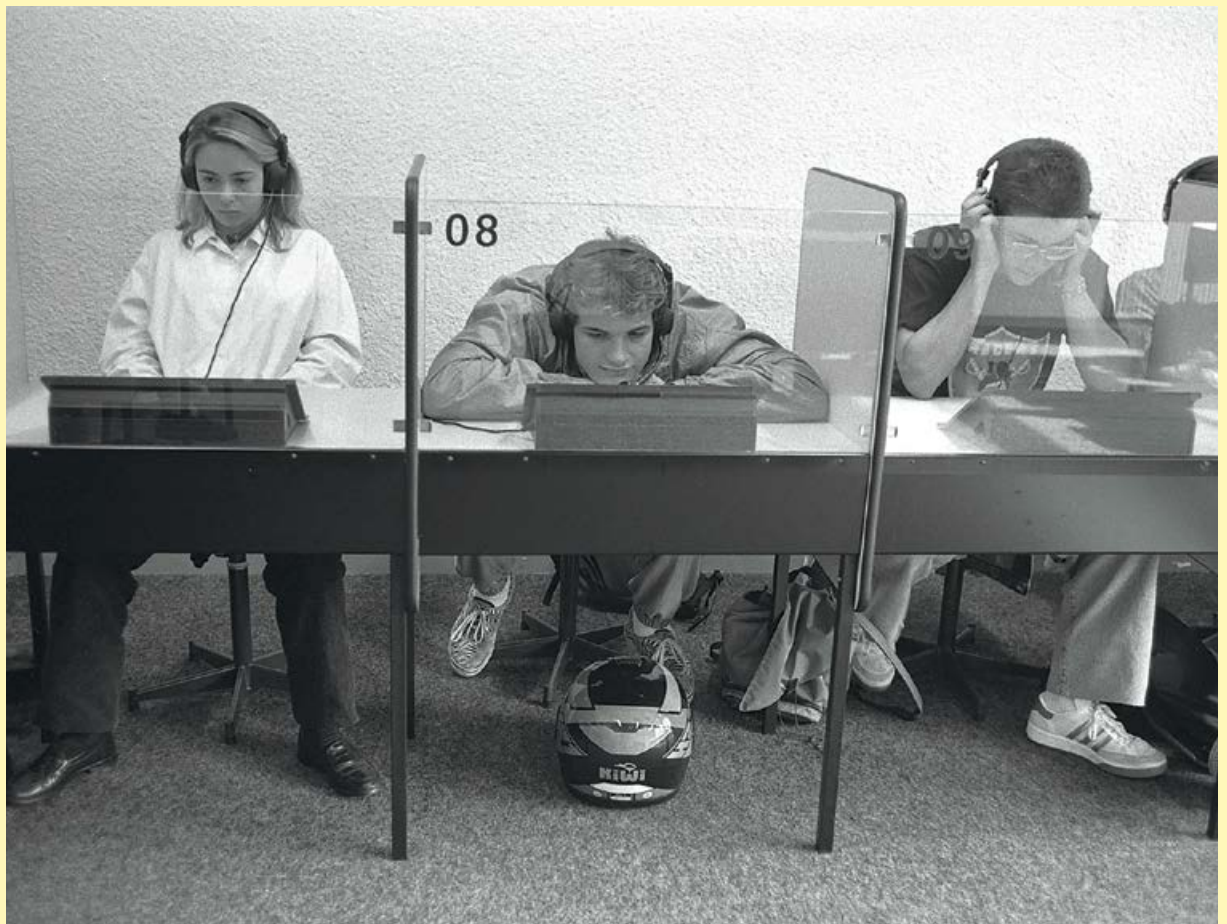
Die Schule als Festung? Nicht, wenn es nach Wyatt geht. Er hofft, dass seine Highschool ein Ort des Lernens bleibt. Er erzählt von Forderungen, die Lehrkräfte verdeckt Schusswaffen tragen zu lassen. Das ist in vielen Bundesstaaten bereits erlaubt – und eine der Lieblingsforderungen des alten neuen US-Präsidenten Donald Trump. Wyatt beunruhigt die Vorstellung, sein Mathelehrer könnte eine Handfeuerwaffe unter dem Jackett tragen. „Ganz ehrlich“, sagt er, „das würde mir das Gefühl von Sicherheit eher nehmen.“

Mit jedem Opfer, dass die Rettungskräfte vom Rasen zu den Rettungsfahrzeugen bringen, entspannt sich John „Chip“ Bancrofts Gesicht. Es gab ein paar Ungereimtheiten bei der Nutzung der Funkfrequenzen, sonst läuft die „Operation Local Tragedy“ reibungslos.

In wenigen Wochen wird er die nächste Übung vorbereiten: die Erlaubnisse der lokalen Behörden einholen, die Nachbarschaft aufklären, Freiwillige suchen, Helfer-T-Shirts, Kaffee, Donuts und täuschend echtes Blut aus Schokoladensirup besorgen. Rund 3.000 US-Dollar zahlt Chip dafür aus eigener Tasche, er verdient mit alldem keinen Cent: Die Übungen seien ein Dienst an seiner Community. „Wir wollen einfach, dass unsere Kinder sicher sind.“

Linguam latinam disco

Text: Erik Hlacer



Was waren die
modern: In den
1970er-Jahren waren
solche Sprach-
labore der letzte
Schrei im Fremd-
sprachenunterricht

Die nach Deutschland kommen, sprechen Ukrainisch, Arabisch und Türkisch. Die in Deutschland zur Schule gehen, lernen Französisch, Spanisch und Latein. Warum?

Lingua latinam disco. Ich lerne Latein. Mehr als eine halbe Million Schülerinnen und Schüler in Deutschland verstehen diesen Satz. Dabei wird Latein nicht mehr gesprochen. Außer in Vatikanstadt und an deutschen Schulen, wo Latein noch immer die drittbeliebteste Fremdsprache ist. Warum eigentlich?

Befürworter sagen, mit Latein lerne man das Lernen. Gemeint ist: Übersetzen Schülerinnen und Schüler lateinische Texte, lernen sie, systematisch Probleme zu lösen. Schritt für Schritt entschlüsseln sie Sätze und bringen so Ordnung ins Chaos.

Außerdem vertiefte Latein andere Schulfächer. Wer lateinische Texte übersetzt, verstehe die deutsche Grammatik besser. Die römische und griechische Kultur reichert das Geschichtswissen an, und wer die antike Literatur von Cicero und Homer wälzt, setzt sich mit den philosophischen Fragen des Menschseins auseinander. So die Argumentation vom Altphilologenverband und sogenannten altsprachlichen Gymnasien. 153 gibt es in Deutschland. Sie unterrichten neben Latein auch Altgriechisch und sind seit Jahren der Kritik ausgesetzt, die Bildungselite bleibe dort unter sich.

Galina Putjata teilt diese Kritik. Sie forscht an der Goethe-Universität Frankfurt am Main zu sprachlicher Schulbildung und migrationsbedingter Mehrsprachigkeit - und fordert ein Umdenken beim Fremdsprachenangebot. Putjata sagt:

„Alle Kinder sollten gleichberechtigt an der Schule teilhaben können.“ Nur sei es nicht damit getan, dass alle Kinder zur Schule gehen: Wirklich gleich sei erst, wessen kulturelles Kapital voll anerkannt wird, und zu dem zähle auch die Familiensprache. „Sprachen wie Englisch, Französisch und Latein haben einen hohen Wert. Den unterstreichen wir, indem wir Noten vergeben“, sagt Putjata. „Andere Sprachkenntnisse wie Türkisch oder Arabisch stehen dafür nicht mal auf dem Zeugnis.“

In Deutschland leben knapp drei Millionen türkischstämmige Menschen, darunter mehr als 400.000 im schulpflichtigen Alter. Bundesweit bieten aber nur 128 weiterführende Schulen Türkisch im Regelbetrieb an - weniger als Altgriechisch also.

Ob sie eine neue Fremdsprache anbietet, kann eine Schule nicht alleine entscheiden: Die Landesregierungen und Kultusministerien müssen die Einführung vorher beschließen. Aus dem hessischen Kultusministerium heißt es beispielsweise, der entscheidende Faktor für eine neue Fremdsprache sei, wie viele Menschen außerhalb Deutschlands die Sprache sprechen. Türkisch gelte als regionale Sprache. Stattdessen wurden Arabisch, Chinesisch und Portugiesisch aufgenommen.

Darüber hinaus testen derzeit 17 hessische Schulen Ukrainisch- und zwei Schulen Türkischunterricht. Denn nicht immer landen neue Sprachen direkt im Regelbetrieb: Sogenannte Schulversuche sollen zeigen,

wie sehr sich die Schülerinnen und Schüler für ein neues Fach interessieren.

Für Ukrainisch gibt es noch keine Zahlen, für Türkisch haben sich bislang 35 Schülerinnen und Schüler entschieden: ein bisschen mehr als eine Schulklasse in ganz Hessen. Dass die Nachfrage nicht höher ist, machen manche an den Schulversuchen selbst fest: Welche Eltern schicken ihre Kinder in Kurse, die es im nächsten Schuljahr vielleicht nicht mehr gibt?

Galina Putjata sieht ein weiteres Problem darin, dass der Unterricht oft am Nachmittag stattfindet. „Kein Wunder, dass Jugendliche kaum Interesse haben, in ihrer Freizeit teilzunehmen.“

Sie wünscht sich, dass die Schulen solche Testdurchläufe besser umsetzen. Dafür braucht es Lehrkräfte, die etwa Ukrainisch, Arabisch und Türkisch unterrichten. In Deutschland gibt es nur wenige Lehrerstellen für solche sogenannten Herkunftssprachen. Die Universität Duisburg-Essen ist beispielsweise die einzige, die Türkisch auf Lehramt als vollwertiges Fach anbietet. Dominiert wird das Fremdsprachenangebot von Englisch, Französisch und Spanisch: Sprachen, die unter anderem so verbreitet sind, weil Großbritannien, Frankreich und Spanien große Kolonialmächte waren.

Französisch wird weltweit von mehr als 330 Millionen Menschen gesprochen. Spanisch von 560 Millionen. Ob für Reisen oder eine internationale Karriere - neben Englisch sind beide Sprachen vorteilhaft.

Wer in Deutschland arbeitet, profitiert womöglich eher von anderen Sprachen. Ein Sozialarbeiter kann einem Kind mit türkischen Wurzeln helfen, sich verstanden zu fühlen. Eine Polizistin kann bei einem Streit zwischen zwei Ukrainern besser vermitteln, eine Ärztin einem syrischen Patienten auf Arabisch erklären, dass sein Knöchel verstaucht ist. ➔

Started from the bottom, now we're



Was ich mir von meinem Beruf wünsche...
Schreiben Sie fünf Ihrer Bedürfnisse und fünf Ihrer Stärken an die fünf Zacken des Sterns!

Leitfragen:
Welche Bedürfnisse soll mein Beruf erfüllen? Was tue ich gerne?
Was sind meine Stärken? Wie möchte ich diese einbringen?

Bedürfnisse (Sternspitzen):
- kreativ sein
- netze Arbeitskollegen
- Teamfähig
- mit Menschen arbeiten
- kommunikativ
- etwas gestalten/verändern und das Ergebnis danach sehen
- von Stress/Leid

Stärken (Sternspitzen):
- kreativ sein
- netze Arbeitskollegen
- Teamfähig
- mit Menschen arbeiten
- kommunikativ
- etwas gestalten/verändern und das Ergebnis danach sehen
- von Stress/Leid

Protokolle: Victoria Porcu
Fotos: Victoria Jung

here

Mehr als 50.000 Schülerinnen und Schüler brechen in Deutschland jedes Jahr die Schule ab. Hier in Köln gehen ein paar wieder gern in den Unterricht



Die TAS ist eine Weiterbildungseinrichtung für Berufstätige. Heißt: Die Schülerinnen und Schüler müssen regelmäßig kommen, arbeiten aber in der Regel parallel. Die Schule ist privat, Schulgebühren gibt es aber nicht: Die TAS finanziert sich durch öffentliche Gelder und Spenden.



Maria Luisa freut sich auf den Unterricht, das ist neu. In der Zehnten hatte sie die Schule abgebrochen

Maria Luisa: Nachdem ich abgebrochen hatte, war ich ein Jahr zu Hause. An meine alte Schule wollte ich nicht zurück, das wäre zu peinlich gewesen. Über die Berufsberatung habe ich von der TAS erfahren. An meinem ersten Schultag hier war ich sehr nervös, aber auch glücklich: Das ist eine zweite Chance für mich.

Stefanie Göllner, Schulleiterin: Unsere Schülerinnen und Schüler kommen oft im Gefühl, gescheitert zu sein. Fast alle haben mehrere Baustellen: Sie sind psychisch erkrankt, tragen zu viel Verantwortung in der Familie, standen vor Gericht, sie haben Erfahrungen mit Schulden, Flucht, Obdachlosigkeit und sexualisierter Gewalt.

Jana Heinlein, Lehrerin: Um das auffangen zu können, arbeiten wir in multiprofessionellen Teams. Neben uns Lehrkräften gibt es eine Schulpsychologin. Und Sozialpädagogen, die dafür sorgen, dass die Schülerinnen und Schüler den Kopf frei haben: Der Kollege ist immer ansprechbar, er hilft bei Anträgen fürs Amt, bei der Woh-

Maria Luisa (18): In der 10. Klasse war ich drei Tage, dann bin ich nicht mehr hin. Ich hatte psychische Probleme und Angst vor meinem Klassenlehrer, habe aber nichts gesagt: Der hätte mich eh nicht verstanden. Ich hatte ein Attest, die Schule wusste Bescheid, aber es hat niemanden wirklich interessiert. So habe ich mich immer mehr zurückgezogen.

Meliksah (20): Die Grundschule hat mir noch gefallen. Aber dann kamen auf der weiterführenden Schule der viele Nachmittagsunterricht und die Hausaufgaben. Mich hat das überfordert, ich kam mit dem Stoff nicht hinterher. Ich habe dann die Schule gewechselt, aber als ich nach der 9. meinen Abschluss hatte, war Schluss. Ich wollte nicht mehr.

Im Sommer wollen Maria Luisa und Meliksah ihren mittleren Schulabschluss machen. An der Tages- und Abendschule (TAS) Köln lernen sie mit mehr als 900 anderen, die hier ihren ersten oder mittleren Schulabschluss, wie Haupt- und Realschulabschluss in Nordrhein-Westfalen heißen, oder das Fachabitur nachholen.





Links Meliksah,
daneben seine
Lehrerin Jana
Heinlein und Sozial-
pädagoge Khiet Bui

nungssuche, wo es eben gerade brennt. Wir wollen, dass alle gerne herkommen, weil sie wissen, dass wir ihnen bei ihren Problemen helfen. Erst dann können sie sich aufs Lernen konzentrieren.

Göllner: Die größte Herausforderung für uns sind die Fehlzeiten. Wir wissen, dass es oft gute Gründe gibt, warum jemand dem Unterricht fernbleibt. Aber auch wir müssen Mahnungen und im Zweifel Schulverweise aussprechen.

Gerade sind Maria Luisa und Meliksah im Vormittagskurs, danach arbeiten beide: sie als Datenpflegerin und in einer Wäscherei, er in der Baufirma seines Vaters. Das geht für beide klar: Hausaufgaben gibt es hier selten.

Die berufliche Orientierung ist an der TAS besonders wichtig. Auf dem Stundenplan stehen Praktika und Besuche auf Berufsmessen, die Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen helfen bei den Bewerbungen, sogenannte Ausbildungscoaches beim Übergang in die Berufsausbildung. Im Berufswahlunterricht bekommen alle Schülerinnen und Schüler die Zeit, ihre Fähigkeiten zu reflektieren und berufliche Ziele zu formulieren.

Meliksah: Ich kann mich hier selbst viel freier ausdrücken. In der Schule davor konnte ich das nur beim Zeichnen, in den anderen Fächern war alles vorgegeben. Und wehe, du weichst vom Weg ab. Das gibt einem doch keine Sicherheit, sich selbst was zuzutrauen.

Heinlein: Viele unserer Schülerinnen und Schüler sind so belastet, dass sie nie den Raum hatten, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Wenn man fragt: Was möchtest du gerne machen? Was sind deine Stärken? Dann haben sie erst mal

keine Antwort, sie sind wie in einer Starre. Uns geht es darum, dass sie innerlich wieder in Bewegung kommen.

Maria Luisa: Wir werden hier nicht wie Kinder behandelt. Sicher auch, weil wir alle älter sind. Die Lehrkräfte sind verständnisvoller, einfach gechillter. Sie haben Respekt vor uns.

Heinlein: Wenn ich die Biografien unserer Schülerinnen und Schüler höre, denke ich oft: Wie schaffst du das? Viele sind sich ihrer unglaublichen Resilienz gar nicht bewusst.

Laut einer Studie der Bertelsmann-Stiftung ist die Quote der Schulabbrüche in Deutschland seit 2011 fast unverändert: Mehr als sechs Prozent, rund 50.000 Schülerinnen und Schüler, gehen jedes Jahr vorzeitig ab – während fast jede zweite Stelle für Fachkräfte unbesetzt bleibt.

Göllner: Es geht immer darum, Schulabbrecher möglichst schnell in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Warum lassen wir sie nicht einfach noch mal zur Schule gehen? Die meisten, die in diese Situation kommen, hatten extrem schlechte Voraussetzungen. Und mit einem höheren Schulabschluss haben sie später bessere Jobaussichten. Schule ist ein Ort, an dem man als Mensch reifen kann. Diese Chance sollten sie bekommen.

Schaut man sich die mittleren Schulabschlüsse an, schreiben die Schülerinnen und Schüler von Weiterbildungseinrichtungen wie der TAS vergleichbare Noten wie an Regelschulen. Der erste Abschluss sei heute auf dem Arbeitsmarkt wenig wert, sagt Göllner. Ohne Abschluss ist das Risiko größer, später prekär beschäftigt oder arbeitslos zu sein. Das Ziel der TAS: Alle sollen mindestens den mittleren Abschluss machen. Bei fast zwei Dritteln klappe das direkt, sagt Göllner.

Göllner: Die Zahl muss man aber differenzieren. Manche Schüler schaffen den mittleren Schulabschluss nicht, haben aber bei uns den ersten gemacht. Andere brechen ab, werden aber von uns in eine Ausbildung vermittelt. Das ist formal ein Schulabbruch, aber für die Schüler und für uns ist das ein Erfolg.

Meliksah: Ich wollte eine Ausbildung machen. Das hat aber wegen eines Umzugs nicht geklappt. Ich habe vom Bürgergeld gelebt und in der Firma meines Vaters gearbeitet. Auf dem Weg zur Arbeit bin ich immer wieder an der TAS vorbeigekommen und dachte irgendwann: Warum nicht versuchen? Wieder im Unterricht zu sitzen ist erfrischend. Als hätte ich die Liebe für die Schule neu entdeckt. ➔

Dann kippt es

fluter: Können Sie sich eine gewaltfreie Schule vorstellen?

Julia Gollan-Müther: Die halte ich für eine Illusion. Schulen sind Orte, an denen sich viele sehr verschiedene junge Menschen begegnen. Da sind Konflikte und Grenzüberschreitungen völlig normal.

Laut Polizeilicher Kriminalstatistik steigt die Zahl der Gewalttaten unter Kindern und Jugendlichen, in Umfragen sagen Lehrkräfte und Schulleitungen, die Gewalt an ihren Schulen nehme zu. Sie sind als Schulsozialarbeiterin und Fachberaterin in Nordrhein-Westfalen an einigen Schulen unterwegs. Beobachten Sie diese Zunahme auch?

Einen leichten Anstieg sehe ich. Nur weiß ich nicht, ob mehr passiert oder ob wir einfach genauer hingucken und mehr anzeigen. Ich bin seit 22 Jahren in der Schulsozialarbeit, seitdem sind Personal und Schülerschaft deutlich sensibler geworden, gerade was Beleidigungen angeht. Was ich aber deutlich sehe: Die Intensität der Gewalt ist eine andere.

Sie meinen, die Taten werden brutaler? Gibt es einen Fall, an den Sie da denken müssen?

Über einzelne Fälle kann ich nicht sprechen, für mich gilt die Schweigepflicht. Aber sagen wir es mal so: Früher hat man aufgehört, zu prügeln, wenn einer am Boden lag. Heute tritt man noch mal zu. Oder filmt mit. Messer oder Schlagringe sind fast Standard an vielen Schulen im Land. Es erschreckt einen, dass Schüler im Gefühl zur Schule gehen, sie müssten sich dort verteidigen können.

Befeuern Social Media die Gewalt?

TikTok oder Snapchat sind nie der alleinige Grund für Übergriffe. Aber klar, die entfachen eine Dynamik. Gewaltvideos verbreiten sich dort rasend schnell. Und Beleidigungen und Mobbing eskalieren eher, weil man vom Gegenüber keinerlei Reaktion sieht.

Warum schlägt jemand zu, was wissen Sie über die Täter?

Die leiden in ihren Familien meist selbst unter Gewalt. Viele stehen zu Hause enorm unter Druck. Wir haben Jugendliche, die machen morgens ihre kleinen Geschwister für den Kindergarten fertig, lassen eine alkoholisierte Mutter und einen tobenden Vater auf dem Sofa zurück, und wenn sie fünf Minuten zu spät zum Unterricht kommen, drückt ihnen ein Mitschüler einen Spruch rein. Dann kippt es. Die haben ein dünneres Fell als die, die aus stabilen, liebevollen Familien kommen. Logischerweise.



Die Zahlen rechtsextremer Vorfälle an Schulen steigen seit Jahren. Wie nehmen Sie das wahr?

Das kommt bei uns glücklicherweise selten vor. Wir arbeiten beim Thema Extremismus vor allem präventiv, Demokratieerziehung und antirassistische Projekte spielen an den Schulen eine große Rolle. Wenn es zu rechtsextremen Vorfällen kommt, arbeiten wir mit lokalen Deradikalisierungs- und Ausstiegsberatungen. Rassismus soll hier keinen Platz haben.

Eskaliert die Gewalt an den Schulen? Ein Interview mit Sozialarbeiterin Julia Gollan-Müther

Wie sieht es mit den internationalen Konflikten aus? Für viele Schulen ist zum Beispiel der Nahostkonflikt eine Herausforderung, es kam vermehrt zu Übergriffen auf jüdische Schülerinnen und Schüler.

An meinen Schulen ist das eher kein Thema. Auf dem Schirm haben wir die Situation in Israel und Gaza natürlich trotzdem immer: Der Nahostkonflikt wird regelmäßig im Unterricht besprochen, und unser Krisenteam bietet Gespräche für betroffene Schülerinnen und Schüler an, genauso, wie wir das bei anderen Krisen gemacht haben, dem Erdbeben in der Türkei etwa, dem Ukrainekrieg oder während der Pandemie.

Was schützt Jugendliche davor, gewalttätig zu werden?

Gute Beziehungen, untereinander, aber auch zu Lehrkräften oder Sozialpädagogen. Wenn ich das Gefühl habe, man interessiert sich für mich, ich bin Teil einer Gemeinschaft, will ich mich in einem Streit nicht um jeden Preis durchsetzen, sondern bin eher bereit, Lösungen zu finden. So ein Klima können die Schulen aber nur mit den ausreichenden personellen Ressourcen schaffen.

Sie meinen, es sollte mehr pädagogisches Personal geben?

Unbedingt, mehr Sozialarbeitende und überhaupt genug Lehrkräfte. Erst mit Personal, das sich wohlfühlt und einen guten Umgang vorlebt, wird Schule zum Raum, in dem sich Schülerinnen und Schüler ausprobieren können. Schulen müssen sichere Orte sein. Damit meine ich nicht, dass wir alle brav im Unterricht sitzen und uns gegenseitig die Tür aufhalten. Gewalt entsteht aus Konflikten, und wie man die löst, muss man lernen. Heißt, dass ich auch mal Scheiße bauen darf, ohne direkt als Person abgeschrieben zu werden. ➔

Interview: Redaktion

Auf Achse

Text: Lara Voelter
Fotos: Marc Krause

Erst Mathe, dann Manege: Liana ist beim Zirkus. Deshalb kommt die Schule auch zu ihr



Mit einem Pinsel trägt Liana großzügig Glitzerlidschatten auf. Sie schaut in den Spiegel in ihrem Wohnwagen, zieht einen Lidstrich, klebt sich künstliche Wimpern, schaut noch mal, nickt. Fehlen nur noch die Lippen und die Haare. In einer halben Stunde wird sie Hula-Hoop-Reifen um ihre Hüfte, Arme und Beine kreisen lassen, ihren Körper zum Halbkreis biegen und auf einem Tuch in der Luft schweben.

Den Circus Rolina führen die Ortmanns, Lianas Familie, in siebter Generation. 15 Menschen und rund viermal so viele Tiere: Pferde, Esel, Zebras, Rinder, Antilopen, Kamele, Lamas und Hunde. Etwa 300 solcher Zirkusse sollen heute noch in Deutschland unterwegs sein.

Liana ist 16 und geht in die zehnte Klasse, denn: Die Schulpflicht gilt auch für die Kinder „beruflich Reisender“, wie es im Amtsdeutsch heißt. Laut Schätzungen gibt es bundesweit 3.000 solcher Kinder und Jugendlicher. Ihre Eltern



Wenn es schlecht läuft, alle paar Wochen komplett anderer Lernstoff, andere Lehrkräfte, andere Mitschülerinnen und Mitschüler. Manche besuchen mehr als 30 Schulen im Jahr.

Auch Liana hat diese ständigen Schulwechsel durch. In der dritten Klasse konnte sie weder lesen noch schreiben. Ihre damaligen Lehrerinnen und Lehrer habe das kaum interessiert. „Das Einzige, was ich im Unterricht machen durfte, war malen.“

Liana öffnet den Schrank in ihrem Wohnwagen. Sie holt einen rosafarbenen Zweiteiler heraus, mit goldenen Aufnähern. Eines der Outfits für den Abend. Ihr letzter Besuch an einer regulären Schule ist einige Jahre her. Aber das Gefühl von damals ist geblieben. Sie sagt: „Ich habe mich oft einsam und ausgegrenzt gefühlt.“ Manche Kinder hätten sie als „Tierquälerin“ beschimpft und sie ausgelacht, weil sie nicht verstand, was die Lehrerin an die Tafel schrieb.

Seit der vierten Klasse besucht Liana die Schule für Kinder beruflich Reisender in Hessen, eine von zweien ihrer Art in ganz Deutschland. Zwölf Lehrkräfte reisen ihren Schülerinnen und Schülern hinterher, in Kleinbussen, umgebaut zu Klassenzimmern. Sie unterrichten nach regulären Lehrplänen, konzipieren Tests, schreiben Zeugnisse. Jeder betreut im Schnitt acht Stammschülerinnen und Stammschüler, die fest an der Schule sind. Dazu teilen sie sich auf rund 30 durchreisende Kinder aus anderen Bundesländern auf.

Liana und die anderen kriegen zwei Tage Präsenzunterricht in der Woche,

und einen Lernplan für die restlichen drei Tage. Sie lösen Matheaufgaben, schreiben Aufsätze, füllen englische Lückentexte aus und schicken ein Foto der Ergebnisse an ihre Klassenlehrkraft. Am nächsten Präsenztag werden die dann besprochen. Wer Fragen hat, loggt sich in eine Onlinesprechstunde ein. Reisen sie in ein anderes Bundesland, bekommen Liana, ihr Bruder Sonny, ihre Schwester Eleya und ihr Cousin Tiano Onlineunterricht. In den vergangenen Jahren kam das aber selten vor: Der Circus Rolina trat vor allem in Hessen auf.

All das verlangt den Kindern Disziplin ab. Aber wenn Kinder, die im Zirkus groß werden, eines haben, dann: Disziplin.

Die mobile Schule in Hessen gibt es seit 25 Jahren, inzwischen rollt auch eine Kita zu den Familien



arbeiten als Schaustellerinnen, Puppenspielerinnen oder Binnenschiffer, sie schleifen Scheren und Messer, betreiben Hüpfburgen oder arbeiten im Zirkus.

Schulisch ist diese Lebensform herausfordernd, für Kinder, Eltern und Lehrkräfte: Die Bundesländer weisen Kinder beruflich Reisender bestimmten Schulen, sogenannten Stützpunktschulen, zu – je nachdem, wohin sie ihre Arbeit oder die ihrer Eltern führt. Heißt:





Tiere versorgen, Manege sauber halten, selber trainieren: Im Zirkus müssen die Kinder schon früh mit anpacken

Ein paar Stunden vor der Vorstellung lenkt Johannes Bühler, 45, seinen Kleinbus auf einen Reiterhof in Darmstadt. Hier hat Familie Ortman gerade ihre königsblauen Zirkuszelte aufgeschlagen. Bühler parkt im Schlamm neben mehreren Wohnwagen, Lkw, einem Rindergatter. Er steigt aus, verbindet den Stromanschluss des Busses mit einem Generator, damit Heizung und Licht im Klassenzimmer funktionieren.

Liana, Sonny, Eleya und Tiano steigen die vier Stufen zum Lernmobil hoch, setzen sich an Tische, die an die Wand montiert sind, kramen Hefte und Stifte aus ihren Schultaschen.

Eleya ist sieben und geht in die erste Klasse. Sie wippt mit den Füßen, turnt auf den Stuhllehnen herum. „So, jetzt bitte konzentrieren“, sagt Bühler und setzt sich neben sie. „Wir lesen zusammen.“ Sie beugt sich über ihr Heft, liest drei Wörter, fügt dann ein viertes hinzu. „Genau hinschauen, was da steht, Eleya, nichts erfinden.“

Seit elf Jahren unterrichtet Bühler Kinder wie Liana und Eleya. Eine lückenlose Betreuung sei wichtig, sagt er, vor allem in der Grundschule, wenn die Grundlagen vermittelt und die Lernmotivation gestärkt werden müssen. „Die mobile Schule ist die einzige Schulform, die das für diese Kinder kontinuierlich leisten kann.“ An den Stützpunktschulen dagegen komme es sehr darauf an, wie engagiert die einzelnen Lehrkräfte seien: Wer ist bereit, sich mit Kindern zu beschäftigen, die vielleicht in wenigen Tagen wieder weg sind? Und wer hat überhaupt die Ressourcen dafür?

Auch Ausgrenzung sei ein Problem, sagt Bühler. „Diese Kinder haben einen Exotenstatus. Wenn sie den Clown spielen oder Kunst-

stücke machen, sind sie die Außenseiter, die bestaunt werden. Wenn sie diese Rolle nicht spielen, kommt es schnell zu Hänseleien.“

Derzeit hat die Schule knapp 100 Stammschülerinnen und Stammschüler, von Klasse eins bis zehn. Bühler sagt, mit der mobilen Schule sei die Zahl der Haupt- und Realschulabschlüsse unter reisenden Schülerinnen und Schülern deutlich gestiegen: Mit ständigen Schulwechseln sei ein Abschluss eher die Ausnahme. Wer Abitur machen will, dem hilft die Schule sogar, eine passende Einrichtung zu finden, etwa ein Internat.

„Meist bleiben die Jugendlichen aber in ihren Familien“, sagt Schulleiter Torsten Rudloff. Bei vielen seiner Schülerinnen und Schüler gehe es darum, dass sie ihren Familien als Arbeitskräfte erhalten bleiben. Im Zirkus übernehmen die Kinder von klein auf Verantwortung: Tiere füttern, die Manege sauber halten, am Programm feilen, dann der Auftritt, am Wochenende oft zweimal am Tag. Mit einer Mitarbeiterin verwaltet Rudloff die Schule aus einem kleinen Büro in Wies-

baden. Regelmäßig informiert er das Kultusministerium über Unterrichtsinhalte, organisiert Teamsitzungen. Rudloff ist stolz darauf, was sie als Schule schaffen. „Es sollte nicht nur im Fokus stehen, was die Kinder vielleicht aufholen müssen, sondern auch, wo ihre besonderen Fähigkeiten und Interessen liegen. Und die fördern wir auch.“

Am hintersten Platz im Lernmobil streicht Liana in einem Text herum. Es geht um Tierpflege und um das Veterinäramt. Ihre Aufgabe: das Wichtigste in eigenen Worten zusammenfassen. Noch ein paar Monate Schule, vor allem Berufsorientierung, dann ist sie durch. Dabei ist schon lange klar, dass sie im Zirkus bleibt. Artistin sein, ihre Choreografien in der Luft perfektionieren, das ist ihr Traum. Aber sie kennt auch nur den Zirkuskosmos. Liana tritt auf, seit sie sieben Jahre alt ist.

Im Bus klappen alle ihre Hefte zu. Genug für heute, jetzt noch ein bisschen kicken auf dem Gelände, Fangen spielen und seilhüpfen. Kind sein, bevor die nächste Vorstellung beginnt. ➔

Wer darf zu Hause unterrichtet werden und warum?


Hausunterricht war in Deutschland vor allem in der Oberschicht lange üblich. Seit 1919 ist der Schulbesuch Pflicht. Es gibt aber zeitlich begrenzte Ausnahmen, etwa wenn eine Schülerin ein Kind kriegt oder sich im Freiheitsentzug befindet, wenn ein Schüler schwer erkrankt ist oder musikalisch so begabt, dass er Konzerte an wechselnden Orten gibt.



Nur nicht das Gesicht verlieren



Ein Foto reicht. An Südkoreas Schulen und Universitäten verbreiten sich Deepfake-Pornos: Bilder und Videos, in die eine künstliche Intelligenz (KI) die Gesichter Unbeteiligter montiert. Das ist schnell gemacht und sieht trotzdem täuschend echt aus. Die Opfer sind fast nur Mädchen und Frauen. Zuletzt tauchten so viele Deepfakes auf, dass in der Hauptstadt Seoul Hunderte Schülerinnen und Studentinnen ihre Gesichter mit weißen Masken verdeckten, um

gegen sexualisierte Internetkriminalität zu demonstrieren. Auch Schulen in Deutschland müssen längst mit Deepfakes umgehen. Gesetzliche Richtlinien, wie mit und über KI gelernt werden soll, gibt es nicht. Auch keinen Konsens, wann damit in den Schulen begonnen werden soll. So früh wie möglich, sagen manche. Schon Kinder sollten verstehen, dass ein digitales Bild aus Millionen winzigen austauschbaren Bildpunkten besteht. Und nicht einfach nur ein Gesicht zeigt. 

Sein oder ich sein

Text: Sarah Kröger und Janna Degener-Storr

Hinter ihm kipfelt jemand mit dem Stuhl. Vorne kratzt die Kreide über die Tafel. Das Sonnenlicht blendet. Es riecht nach Waschmittel, Schweiß und Holz. Wenn Philip Schatz im Unterricht saß, entging ihm nichts. „Ich hatte keinen Filter, mit dem ich aussortieren konnte, was gerade wichtig ist für mich und was nicht“, erzählt er. „Meine Belastungsgrenze war schnell erreicht.“

In Deutschland hat jedes Kind das Recht, zu lernen. Philip hat Autismus – und da ganz andere Erfahrungen gemacht

Seine Noten sanken von einem „okayen Zweierschnitt“ in der sechsten auf einen Viererschnitt in der achten Klasse. Den Lehrkräften sei das nicht mal aufgefallen, erzählt Philip. Sie hätten ihn nicht unterstützt. Auch dann nicht, als ein Test ergab, dass er hochbegabt ist. Dass er Autist ist, ahnte damals niemand.

Viele Kinder mit Neurodivergenz, deren Gehirn also anders arbeitet, als es als typisch gilt, finden an den Schulen keine passenden Lernumgebungen vor. Internationale Studien zeigen, dass bis zu 72 Prozent der autistischen Kinder und Jugendlichen zeitweise nicht zur Schule gehen können oder dürfen. In Deutschland werden solche Zahlen nicht offiziell erhoben. Aber auch hier gibt es Schulen, die Kinder mit Autismus ausschließen. Etwa, wenn sie die Klassengemeinschaft „stören“ oder wenn es nicht genug Fachpersonal gibt. Rechtlich ist das fragwürdig: Laut der UN-Kinderrechtskonvention haben alle Kinder ein Recht auf Bildung.

In Deutschland sollten Förderschulen dafür sorgen, dass Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf lernen

können. Seit 2009 fordert die UN-Behindertenrechtskonvention aber einen anderen Ansatz: Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung sollen gemeinsam an Regelschulen lernen.

Davon sind die Schulen weit entfernt. 2021 stellte eine Studie fest, dass die meisten Bundesländer keine ausreichend wirksamen Maßnahmen für die schulische Inklusion getroffen haben. In sieben Bundesländern gäbe es sogar „ernstzunehmende Hinweise auf eine ‚systematische‘ Verletzung“ der UN-Behindertenrechtskonvention. Andere zeigen wiederum, dass die Konvention Impulse geben kann: Bremen, Schleswig-Holstein oder Hamburg etwa haben zuletzt viele Förderschulen ab- und Förderstrukturen an Regelschulen aufgebaut.

An der Regelschule versucht Philip derweil, sich an den Schulalltag anzupassen. Für ihn ist es unglaublich anstrengend, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Er bekommt Kopf- und Magenschmerzen, irgendwann auch Depressionen. Oft schläft er morgens erst gegen fünf Uhr ein, um dann um sieben für die Schule wieder aufzustehen. Sein Körper zieht den Stecker. Keine Seltenheit: Fachleute bezeichnen es als autistisches Burn-out, wenn Betroffene vor Dauerstress nicht mehr können. Mal meldet ihn seine Mutter in der Schule ab, mal schreibt ihn sein Psychiater krank, immer öfter schwänzt Philip. Als die Schule mit der Polizei droht, ist Philip so weit, dass er lieber von zu Hause abhauen will, als wieder zur Schule zu gehen.

Viele Schulen seien überfordert mit der Inklusion, sagt der Rechtsanwalt Pascal Striebel. Er vertritt Familien, in denen Kinder wegen einer Behinderung nicht zur Schule gehen können. Die sonderpädagogische Förderung sei in den Schulgesetzen klar geregelt, sagt Striebel. Aber oft fehle es an Personal

und Infrastruktur: Viele Kinder mit Autismus brauchen Räume, in denen sie sich von grellem Licht und Lärm zurückziehen können, und feste Strukturen: eine Sitzordnung, einen Einzeltisch, wenige Raumwechsel.

Als Philip schon nicht mehr zur Schule geht, wird bei ihm Autismus diagnostiziert. Seine Mutter findet eine Onlineschule für Kinder mit psychischen und körperlichen Einschränkungen. Nach der zehnten Klasse wechselt Philip dorthin – und holt seinen Realschulabschluss nach. Im Einzelunterricht kipfelt keiner neben ihm, es klicken keine Kulis, da ist nur Philip, im abgedunkelten Zimmer vor seinem Laptop. Weil seine Schlafstörungen anhalten, beginnt der Unterricht erst um 15 Uhr. „Meinem Lehrer dort danke ich viel“, sagt Philip. „Hatte ich mal keine Energie zum Lernen, war das kein Problem.“ Sein Notenschnitt steigt in zwei Jahren von 4,0 auf 1,3.

Könnte Onlinebeschulung für Kinder wie Philip eine Lösung sein? Grundsätzlich strebe die Bildungspolitik für alle Schulpräsenz an, sagt Pascal Striebel: Es gehe nicht nur um Bildung, sondern auch um soziale Kontakte. „Aber es gibt Kinder, die in unserem Schulsystem so stark durchs Raster fallen, dass es für sie sinnvoll wäre, Online-schulen als Alternative im Schulgesetz zu verankern.“ Solange das nicht der Fall ist, müssten sich die Familien die Onlinebeschulung mühsam in Einzelfallentscheidungen erkämpfen.

Für Philip veränderte der Unterricht am Laptop alles. Heute ist der damalige „Schulverweigerer“ 25, er hat eine Ausbildung zum systemischen Berater abgeschlossen, studiert im Master Psychologie, er berät Schulen und Familien zu Autismus und gibt Seminare, in denen Lehrkräfte, Eltern und Betroffene diskutieren. Philip will Reformen anregen. Im Schulalltag seien schon kleine Veränderungen hilfreich, sagt er: ein Gehörschutz, indirektes Licht oder ein Ampelsystem. „So kann man unkompliziert deutlich machen: ‚Ich stehe auf Rot, ich muss kurz rausgehen.“ ➔



Unsere Autorin fuhr mit dem Bayernticket ins Klassenbewusstsein

In der Grundschule war ich eine von vielen. Wir wohnten in derselben Plattenbausiedlung, unsere Eltern machten mehrere Jobs gleichzeitig oder gar keinen, die Adidas-Klamotten hatten vier Streifen, und Urlaub hieß 30 Stunden Auto bis zu Oma in die Türkei oder ins Kosovo. Dass meine Familie arm ist, habe ich erst am Gymnasium gemerkt.

Das war eine neue Welt. Ich saß in terrakottafarbenen Einfamilienhäusern an raumgroßen Eichen-Esstischen über Gruppenarbeiten. Fuhr zu Geburtstagsfeiern auf Reiterhöfe. Oder sollte über die jährliche Skifahrt abstimmen: eine Woche Garmisch? Oder doch lieber Allgäu?

Der Kontostand meiner Mutter nahm mir diese Entscheidung ab. Mit einem Gesicht, das aufmunternd sein sollte, drückte mir eine Lehrerin einen Zettel in die Hand: „Ersatzklassenfahrt“. Gymnasiumlektion zwei: Nur eins ist noch peinlicher, als keine Kohle zu haben – dafür bemitleidet zu werden.

48 Stunden, lieblose Ausflugsziele und eine Handvoll Teenager aller Klassenstufen. Alles, was uns verband, war, dass sich unsere Eltern nicht mal diesen Trostpreis leisten konnten (das übernahm der Elternbeirat), und die Gewissheit, dass unsere Freundinnen und Freunde auf Klassenfahrt gerade Erinnerungen schufen, die uns verwehrt blieben.

Eine besonders triste Fahrt stand in der achten Klasse bevor. Mit einem Physiklehrer und einem Zehntklässler saß ich in der Regionalbahn. Unser Ziel: der Nürnberger Tiergarten. Schwer zu sagen, wer von uns am wenigsten Bock auf den Trip hatte. Trotzdem klickte es schnell zwischen dem Zehntklässler und mir: Wir fanden Zoos verwerflich, hatten eine Schwäche für Linkin Park und bereuten, nicht einfach geschwänzt zu haben. Weil er schon Alko-



hol kaufen konnte, tranken wir Fusel und rauchten Kippen mit Maracujageschmack, bis es in unserem Jugendherbergszimmer wieder hell wurde. Am Morgen schleppten wir uns mit einem unerträglichen Kater durch den Zoo.

Seitdem sind wir Freunde. Wenn du mit jemandem eine ganze Nacht warmen Apfelkür aus der Flasche trinkst und dich bei der Herausforderung beobachtest, nicht ins Erdmännchengehege zu kotzen, ist das ein Bund fürs Leben.

Anna Ruhland



Ihr habt es

Man kann Mohamed - Jogger, gefelgte Haare, weiße Sneaker - leicht für einen gewöhnlichen 15-Jährigen halten. Wäre da nicht eins: Sein Smartphone liegt zu Hause. Die Versuchung, es im Unterricht herauszuholen, sei sonst zu groß, erzählt Mohamed, „und wenn sie mich erwischen, kriege ich es erst am Nachmittag zurück“.

Seit diesem Schuljahr gelten an der Schule des Zehntklässlers strenge Regeln. Auf dem gesamten Gelände der Europaschule in Dortmund ist es verboten, das Smartphone zu nutzen. Auch in den Pausen. Wer dagegen verstößt, muss sein Gerät abgeben und kann es am Ende der Mittagspause aus einem zierlichen Holzregal im Lehrerzimmer abholen, dem „Handy-Hotel“.

in der Hand

Viele Nachbarländer haben Smartphones an Schulen verboten, hier in Dortmund probieren sie es auch mal aus

Für Jörg Girrulat eine notwendige Maßnahme. Obwohl er als Schulleiter keineswegs gegen Digitalisierung sei, im Gegenteil: Die Schule stünde der Lebensrealität der Jugendlichen offen gegenüber. „Deshalb haben wir die Smartphones auch lange in den Pausen erlaubt“, sagt Girrulat und seufzt. „Leider hat das nicht funktioniert.“

Was der 56-Jährige an diesem Januarfreitag in seinem Büro erzählt, dürfte manchem bekannt vorkommen: Wie schwer es vielen fällt, sich nicht von ihren Geräten ablenken zu lassen. Wie still die Pausen werden, wenn alle Schülerinnen und Schüler an den Screens kleben. Wie sehr sich die Smartphones mittlerweile auch im Unterricht bemerkbar machen. All das beweist auch die Forschung. 2022 kam die Hattie-Studie zu dem Ergebnis, dass eine massive Smartphone-Nutzung zu Bildungsrückstand führen kann. Und nach jüngsten PISA-Daten wird ein Drittel der Jugendlichen nervös, wenn ihr Smartphone nicht in Reichweite liegt. „Viele sind in Gedanken im Chat oder bei irgendeinem Video, aber nicht bei der Sache“, sagt Girrulat. Es gehe seinem Kollegium aber nicht allein um störungsfreien Unterricht. „Wenn wir beobachten, dass sich junge Menschen nicht vor Apps und Algorithmen schützen können, die so gebaut sind, dass sie süchtig machen, müssen wir als Erwachsene ihnen helfen.“

Andere Länder wie Italien, Frankreich oder die Niederlande haben Smartphones schon größtenteils aus den Schulen verbannt. Die Universität Augsburg hat fünf große Studien aus dem Ausland verglichen, alle kommen zum gleichen Ergebnis: Verbunden mit Angeboten zum verantwortungsvollen Umgang mit Smartphones wirkt sich ein Verbot positiv auf das soziale Wohlbefinden und die Lernleistung aus. Auch in Dortmund hat sich das Verhalten der Schülerinnen und Schüler verändert. Bei den frostigen Temperaturen könnten sie ihre Pause im Schulgebäude verbringen. Aber der riesige Schulhof ist voller rennender und schreiender Jugendlicher. Die älteren spielen Basketball oder stehen in Grüppchen zusammen.

„Wir unterhalten uns mehr“, sagt Noah. Vor dem Verbot hätten sie in den Pausen eigentlich immer Nachrichten gecheckt, erzählt der 16-Jährige, manchmal auch im Unterricht. „Mittlerweile habe ich mir das abgewöhnt.“ Noah findet die neuen



Fluter Nr. 94, Thema: Schule

Regeln gut, auch wenn ihm die Umstellung nicht leichtgefallen sei. Einigen in seiner Klasse sind die Regeln zu streng. Aber selbst sie sehen die positiven Seiten. „Manche sind erleichtert, weil sie nicht mehr den Druck verspüren, ständig reagieren zu müssen“, sagt Schulleiter Girrulat.

Trotz der guten Erfahrungen, die Schulen mit strikten Regeln machen, sind die Ministerien von einem flächendeckenden Verbot weit entfernt. Die Schulen entscheiden selbst, wie sie mit privaten Smartphones und -watches verfahren. Birgit Eickel-



mann hält die Zurückhaltung für sinnvoll. „Wenn wir wollen, dass sich Jugendliche selbstkritisch mit ihrer Mediennutzung auseinandersetzen, sollten wir ihnen nicht einfach ein Verbot vorsetzen“, sagt die Professorin für Schulpädagogik der Universität Paderborn. Bestenfalls werde die Handy-nutzung zwischen Lehrkräften, Eltern und Schüler-schaft besprochen, damit sie sich gemeinsam auf Regeln einigen können. So ist auch die Europaschu-le verfahren. Über Monate wurde ein Verbot disku-tiert, dann aber von der Schulkonferenz beschlos-sen - mit nur wenigen Gegenstimmen.

Ein pauschales Handyverbot ist für Eickelmann aus einem weiteren Grund problematisch: Wenn private Geräte aus dem Unterricht verbannt würden, leide vielerorts die digitale Kompetenz. Technisch sind die Schulen sehr unterschiedlich ausgestattet. Vor allem nichtgymnasiale Schulen würden oft schwe-rer Personal finden und mit älterer IT-Ausstattung arbeiten, sagt Eickelmann. Bundesweit würden sich gerade im Schnitt vier Schüler ein Gerät tei-len. „Digitaler Unterricht gelingt also an vielen Schulen überhaupt nur, weil die Schüler auch ihre privaten Geräte nutzen.“

Das ist an der Europaschule anders. Vor drei Jahren hat sie Tablets für alle Schülerinnen und Schüler erhalten, als erste Gesamtschule in Dort-mund, sagt Girrulat. Alle Klassenzimmer haben WLAN und digitale Tafeln, Onlinerecherchen und Lern-Apps gehören fest zum Unterricht. Derzeit testet das Kollegium außerdem eine Software, die mittels künstlicher Intelligenz (KI) Aufgaben in fünf ver-schiedenen Leistungsniveaus generiert. Girrulat hofft, dass sie die Lehrkräfte entlastet und die Schülerinnen und Schüler individueller fördert.

„Gamechanger“: Künstliche Intelligenz soll hier die Lehrkräfte entlasten und die Schüle- rinnen und Schüler individuell fördern

„Für eine so heterogene Schülerschaft wie unsere kann KI ein Gamechanger werden.“ Er kann sich gut vorstellen, dass KI künftig im Unterricht erlaubt ist oder Prüfungen in leichte Sprache übersetzt. Die konsequente Digitalisierung seiner Schule ist für den Schulleiter kein Widerspruch zum Smart-phone-Verbot, sondern eine Voraussetzung: Warum private Geräte, wenn die Schule allen ein eigenes Tablet stellen kann?

Eine Mitschülerin von Mohamed hat darauf eine Antwort. Sie fühle sich einsamer ohne ihr Smart-phone, erzählt sie. „Wenn man nicht so viele Freunde hat, steht man in den Pausen allein da.“ Auch andere fühlen sich eingeschränkt, Mohamed wünscht sich, dass das Verbot außerhalb des Unter-richts gelockert wird - so wie für die Oberstufe, die die Geräte in ihrem Pausenraum rausholen darf.

Das ist möglich: Ende des Schuljahres wird das Verbot evaluiert, auch die Schülerinnen und Schü-ler geben Feedback. Über ihre Köpfe hinweg werde nichts entschieden, sagt Girrulat. Allerdings sei sein Eindruck, dass ein Großteil die Regel akzep-tiere. Selten kassieren die Lehrkräfte am Tag mehr als sechs Geräte ein, bei rund 1.100 Personen eine ordentliche Quote. Auch an diesem Freitag sind noch Plätze frei im Handy-Hotel. Am Ende der Mit-tagspause liegen dort zwei Smartphones. ➔



Viva Novalja

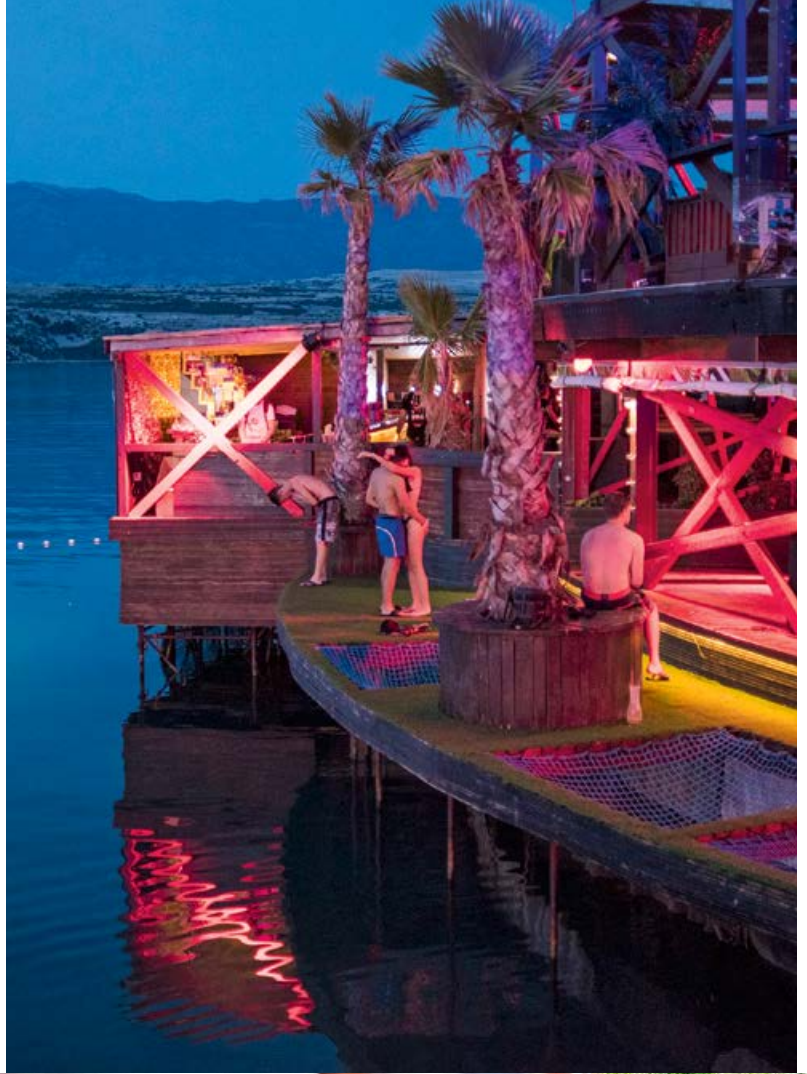




Alle saufen, manche fummeln,
die Fotografin *Anna Tiessen* war
mittendrin: auf großer
Abschlussfahrt in Kroatien







Das Internet
zum Heft:
fluter.de



Partner in Crime?

True-Crime-Produktionen laufen seit Jahren hoch und runter. Sie stehen aber auch in der Kritik, zu reißerisch und voyeuristisch zu sein. Zu Recht? Gibt es ethisch vertretbares True Crime? Und warum sind besonders viele Frauen von solchen Serien und Podcasts fasziniert? Unsere Autorin hat sich bei einem Opferverband, einem Wissenschaftler und zwei Podcasterinnen umgehört. fluter.de/true-crime

16 aus 16

In unserer neuen Videoreihe „16 aus 16“ sitzen junge Menschen aus allen Bun-

desländern vor der Kamera. Sie sprechen über ihre Screentime, das WG-Leben und bezahlbare Mieten, die Schule und die Frage, wo sie dazugehören. fluter.de/16aus16

„Die Realität ist grausamer als erwartet“

Schätzungsweise 130.000 Menschen „verschwanden“ während der Diktatur Baschar al-Assads auf der Flucht oder in syrischen Foltergefängnissen, nur wenige überlebten. Erst jetzt, nach dem Sturz des Regimes, wird das ganze Ausmaß sichtbar, sagt die Aktivistin Yasmin al-Mashaan. fluter.de/syrien

Vorschau

Es gibt immer was zu tun: auf Dächern und unter Fahrzeugen, in Backstuben, Sanitäreanlagen und Zahnzwischenräumen. Das Handwerk hält die Gesellschaft am Laufen. Aber es läuft nicht: Fachkräfte und Material fehlen, Betriebe sind lost im Verwaltungswirrwarr, und viele meinen, Abi und Bachelor gelten mehr als eine Berufsausbildung. Wie wurde aus Deutschland, einem Paradies der Baumärkte und Engelbert-Strauss-Hosen, ein Mangelland? Und wie fühlt sich Arbeit an, die alle brauchen, aber zu wenige machen wollen? Der nächste fluter wird echte Handarbeit.

Impressum

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 94, Thema Schule
Frühjahr 2025
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn
www.bpb.de
info@bpb.de
Tel. 0228/99515-0

Redaktionsleitung
Ann-Kristin Schöne (Bundeszentrale für politische Bildung),
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

Bildredaktion
Trine Skraastad

Art-Direktion
Sabine Kornbrust

Mitarbeit
Nik Afanasjew, Michael Brake, Pamela Brandt, Janna Degener-Storr, Sabrina Gaisbauer, Oliver Gehrs, Steffen Greiner, Merlin Gröber, Clara Hellner, Erik Hlacer, Eva Hoffmann, Sarah Kröger, Luise Land, Julia Lauter, Ralf Pauli, Judith von Plato, Victoria Porcu (Volontärin bpb), Doreen Reinhard, Anna Ruhland, Tim Schmalfeldt, Alina Schneider (Volontärin bpb), Ksenia Tomchyk, Lara Voelter, Katharina Wellems, Patrick Witte

Dokumentation
Kathrin Lilienthal

Korrektorat
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
www.dummyverlag.de

Aboservice
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen:
www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes findest du auf fluter.de zum Download:
www.fluter.de/hefte

Nachbestellungen
Publikationsversand der bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax 038204/66-273
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen ab 1 kg bis 20 kg kosten 5 Euro.

Druck
Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0
info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Sämtliche Illustrationen Animationseries2000; Cover und U4 privat; U2 Stephanie Steinkopf/OSTKREUZ; S. 3 Leon Joshua Dreischulte; S. 4 Lindsay Morris / Institute. Marc Krause. Anna Tiessen; S. 5-7 Schülerinnen und Schüler des 10. Jahrgangs der Kurt-Tucholsky-Gesamtschule in Minden; S. 11-13 James Mollison; S. 14 Mirza Odabaşı; S. 15 Gina Waibel; S. 18-20 Merlin Gröber; S. 24 Laszlo Randelzhofer; S. 29-31 Lindsay Morris / Institute; S. 32 Guy Le Querrec / Magnum Photos / Agentur Focus; S. 34-36 Victoria Jung; S. 37 Maša Stanić; S. 38-40 Marc Krause; S. 41 Anthony Wallace / AFP via Getty Images; S. 42 privat; S. 45 David Avazzadeh / Connected Archives; S. 46-49 Anna Tiessen; S. 50 Philotheus Nisch; U3 Midjourney / X / @tereluprados. Midjourney / Instagram @julian_ai.art. Stuart Hardy / abaca / picture alliance. Midjourney / Reddit / r / midjourney

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Fakt oder Fake?



Aufösung: Links oben Fake, rechts oben Fake,
Links unten Fakt, rechts unten Fake

Unser Schwerpunkt zeigt Chancen und Risiken von KI an Schulen: werkstatt.bpb.de/KI

Dieser
fluter
widmet
sich dem
Thema
Schule